Das verbotene Buch

Hans Reimann

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Reimann

Das verbotene Buch

Groteskeu und Schnurren

München 1917 bei Georg Müller

Digitized by Google

Copyright 1917 by Georg Müller in München

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Der Faun	1
Mamsellchen Krinoline	3
Spuk	5
Anekdötchen	9
Alb	10
Kurzschluß	13
Die Uhr	15
Das unmögliche Loch im Strumpf	17
Zum Aergern	19
Sommertag	20
Abknüpfung	21
Weltgeschichte	22
Die Promesse	24
Bildung	27
Vater und Sohn	29
Wolfgang Brennecke	34
Ritter Raoul	39
Amerikanische Kopfwäsche	46
Das goldene sächsische Herz	56
Die Pleiße	57
Sachsen	62
Der Besuch	65
Der Ernst des Lebens	
Das Lotterie-Los	68
Das Butterbrot	69
Das Taschentuch	71
Das Sonntagswetter	73
Die Elektrische	75
Regen	77
Die Ladentür	79
Szene	82
Bettelmusikant	83
Richard mit den Taschentüchern	87
Mit dem Hute in der Hand	90
Namen	92
Das Mittagessen	93
Kulante Bedienung	95
Im Fleischerladen	97
Der Konflikt mit der Bahnwärtersehefrau	99
Logik	103

3481
.438
.393
549103
(RECAP)

Digitized by Google

Es sind die schlechtesten Früchte nicht 105
Die wandernde Vase 110
Das verbotene Buch 114
Damen-Ringkampf 119
Der Pechvogel 123
Frauen 127
Das Empfangszimmer 128
Rache 135
Der Mann mit dem ††† Kopfe 139
Der Zimmel 142
Auch e Duell! 146
Die tüchtige Hausfrau 149
Reihum 152
Mysterium 154
Drei Träume 155
Die Bekanntschaft 161
Mnemotechnik 163
Die erleuchtete Hütte 165
Mythologie 168
Sagt's nicht weiter! 171
Abend unter Flieder 173
Küken 175
Fliegen im Spiegel 182
Wie werde ich Millionär? 184
Das Phantom 186
Fünf Begebenheiten 188
Das alte Fräulein 192
Das Skelett 195
Ein Opfer der Justiz 199
Die intellektuelle Ziege 203
Hineinfall 206
Arrest 207
Der Pudding 216
Die Mode 219
Hans im Pech 226
Sherlock Holmes 233
Das Schießgewehr 241
Das nackte Huhn 244

Digitized by Google

Der Faun

Robert war ein Faun.

Vorn hatte er eine große, runde Hornbrille, und hinten hatte er ein süßes Lämmerschwänzchen.

Außerdem blies er den ganzen Tag auf einer Flöte, die leider nur drei Töne hergab.

Die Damen mochten ihn gern, weil er frech war, aber Robert machte sich nichts aus ihnen.

Er war übrigens verheiratet, und zwar glücklich.

Im Grunde seiner Seele eingefleischter Philister, saß er am liebsten bei seiner Frau und blies auf der Flöte.

Ein angenehmes Geschäft bildete ihm der Morgenkaffee. Da las er die Tageszeitungen und freute sich, wenn es in der Welt drunter und drüber ging. Wenn recht viele Schiffe explodierten oder recht viele Eisenbahnzüge verunglückten, dann glänzten seine blauen Augen hinter der Hornbrille, und das Schwänzchen wakkelte vergnügt.

Man schalt ihn deshalb einen Zyniker. Aber er war demungeachtet von weicher Gemütsart und konnte weinen, sah er ein Kind beim Spielen hinfallen.

Er hatte auch einmal ein „schnoddriges" Buch ge-

Digitized by Google

schrieben, worin er sich, wie der Waschzettel besagte, temperamentvoll auseinandersetzte über das Plagiatwesen und Mißstände in der modernen Graphik.

Aber er war trotzdem ein friedfertiger und gutmütiger Mensch und von weicher Gemütsart, und er konnte weinen, sah er ein Kind beim Spielen hinfallen. (Ach so, das sagte ich bereits.)

Den ganzen Tag blies er auf seiner Flöte.

Abends schrieb er.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß er, da ihm alles auf Erden grotesk erschien, bei Gelegenheit eine kleine Geschichte schrieb, die den Titel trug: „Der Faun".

Er redete darin von sich wie von einem Dritten und log das Blaue vom Himmel, indem er sich als harmlos und gemütvoll hinstellte und Robert nannte.

*

Digitized by Google

Mamſellchen Krinoline

Noch iſt es auf dem Kinderſpielplatz öde.

Spatzen ſchilpen, Sträucher ſtehn zerzauſt, und Bänke bekunden ein feuchtes Gemüt.

In der Ferne wogt die friedfertige Kuppe eines Schutzmannshelmes.

Da kommt ein kleines Fräulein getrippelt mit ſeinem Kinderwagen. Das kleine Fräulein iſt an die drei Jahre alt, und „trippeln" iſt ſchon zu viel geſagt; es macht, daß es immerhin von der Stelle kommt. In ein großes, großes Kopftuch gemummt, mit einer braunen Wolljacke angetan und einem langen, weiten Rocke — die Schuhchen ſieht man nicht — und das Röckchen wippt bei jedem Schritte wie eine Krinoline. Und wüßte man nichts von Perſpektive, ſo könnte man meinen, das Weſen ſei ein verhorzeltes Großmütterchen aus vergilbten Tagen — vergeſſen, ſtehen geblieben, nicht hinter der Zeit hergekommen. Und das kleine Mamſellchen ſchiebt, was es nur ſchieben kann, an einem Puppenwagen. Es ſchiebt beſcheiden dahin, ohne Aufſehen erregen zu wollen, ſtillglücklich.

Der Puppenwagen iſt Generationen alt. Die große

Digitized by Google

Schweſter hat ihn von der Mutter gekriegt, und die Mutter hat ihn von der Tante. Wer weiß, wo ihn die Tante her hatte. Die Tante iſt längſt tot. Das kleine Mamſellchen hat ihn vom Weihnachtsmann.

Er lebt noch, der Puppenwagen, aber es iſt arg um ihn beſtellt. Der Korb zwar, der iſt friſch lackiert — — ein abſcheulicher Lederbalg ſitzt protzig drin — — aber die Räder! Die Räder haben keine Reifen mehr, und der Wagen läuft auf den nackten, bloßen Speichen — auf den nackten, bloßen Speichen. Die pieken die Spur des Wägelchens in die weiche Erde — wie ſpitzige Pfeile ...

Und das Krinolinchen wippt!

*

Digitized by Google

Spuk

Rooderich Knoof — ein Magier seines Zeichens — geht über Land.

Samstag, 17. Juni, Mittagsglut, Schmetterlinge, Wiesenduft.

Knoof hemmt seinen Lauf. Die Füße sind ihm wund, die Zunge klebt, die Kniekehlen schlappen.

Knoof empfindet seinen Körper als Ballast.

Er zieht eine Dose aus der hinteren Rocktasche und entnimmt ihr vier Pillen. Die Pillen verleibt er sich ein. Sie helfen angeblich allen, die sich matt und elend fühlen.

Ein wilder Kanin sieht höchst aufmerksam dem sich die Pillen einverleibenden Knoof zu.

Im Grase zirpt allerhand.

Es ist schön auf der Wiese.

Knoof hat keine Lust mehr, weiter zu laufen. —

Die Pillen nutzen sowieso nichts. —

Was tut Knoof?

Er entledigt sich seiner Kleider und . . . legt Kopf, Hals, Beine, Füße, Rumpf, Arme, Hände auf einen Heuhaufen — — *er selbst begibt sich abseits.* —

Digitized by Google

Es ruhen des Magiers Leib und Gliedmaßen im Heu und lassen sich besonnen. Fürwahr, ein friedlicher Anblick.

Da kommt ein Gendarm. Möbius heißt er. Er sieht auch so aus.

Er macht Augen, groß wie Hühnereier, und eilt auf die — sagen wir ruhig — Gruppe zu.

Den Kopf fragt er barsch nach Namen und Stand.

Der Kopf antwortet nicht.

Wie könnte er? —

Der Gendarm Möbius sieht sich bemüßigt, „einzuschreiten".

Er liest den zerstückelten Körper auf, packt den Krimskrams in das dabei liegende Kleiderbündel und stiefelt nach der Gendarmeriestation in Klausewitz.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie Knoof zurückkommt, findet er sich nicht vor. Er ist nicht mehr da. Er ist gestohlen worden.

Knoof setzt dem Gendarmen nach.

Der Gendarm hat die aufgelesenen Körperteile abgeliefert und erstattet pflichtgemäß dem Polizeiobersten der Gendarmerie Rapport.

Da tritt Knoof ein und verlangt sich heraus.

Der Obergendarm spricht: „Wer sind Sie überhaupt? — Ich sehe Sie ja garnicht! Ich sehe überhaupt niemand — — haben Sie etwas gesehen, Möbius?"

Digitized by Google

Möbius: „Nein, Herr Obergendarmeriedirektor!"

„Mein Herr," meldet Knoof sich auf ein neues, „ich verlange mich heraus. Ich bin mir gestohlen worden."

„Was denn, was denn?" schäumt der Direktor, „wer schwatzt hier solch törichtes Zeug? — Narrenspossen!"

„Den Ausdruck nehmen Sie zurück!" begehrt Knoof auf, — „ich wiederhole: Man hat mich mir gestohlen. Ich bin der Eigentümer der auf bewußtem Heuhaufen gelegen habenden Körperteile. Und ich benötige eben diese Körperteile behufs meines hiesigen Daseins."

„Das ist Schabernack!!" schreit der Potzoberste. „Möbius, führen Sie den Kerl hinaus!"

„Welchen Kerl, Herr Obergendarmeriedirektor? Ich sehe keine Seele!!"

„Nein, Seelen sieht man bekanntlich nie," wirft Knoof dazwischen. „Leute Ihres Schlages schon garnicht!"

„Noch ein Wort" — brüllt der Direktor — „und ich lasse Sie ins Spritzenhaus sperren! — Sie . . . Niemand!"

. . . Dem Magier Knoof kommt es hoch. Er verzichtet auf sich und verläßt das Lokal. — — — — —

Der Gendarmeriedirektor sowie der Gendarm Möbius halten sich einzeln, gegenseitig und gemeinsam für verdreht. Möbius muß im Lexikon unter Geistererscheinungen nachsehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Knoofs Leib ruht auf dem Friedhof zu Klausewitz in einer verlorenen Ecke. Disteln und Kuhblumen wuchern auf dem jämmerlichen Hügel.

Knoof selbst spukt — irrlichtelierend — durch die Welt. Er kann sich sich gestohlen bleiben. „Ihm ist wohl".

Es geht nämlich auch ohne die irdische Hülle.

Sogar viel, viel besser!

*

Digitized by Google

Anekdötchen,

das einer gewissen Wahrscheinlichkeit denn doch wohl kaum entbehren dürfte.

Dem Jungen lief die Nase.

— Was tat da der Junge?

Er lief der Nase nach, was hast du, was kannst du.

— — Der Vater sah den Jungen der laufenden Nase hinterherlaufen und rief barsch: Fritz, was soll das?

Der Junge wurde ganz klein (achott!), so schämte er sich.

Der Vater trat ab und ließ den Jungen stehen.

Eine Frau sah ihm ins Gesicht, dem Jungen. Und sah, die Frau, daß sie weggelaufen war, die Nase.

Die Nase drehte dem Jungen eine Nase und hobbelte um die nächste Straßenecke.

Da wurde der Junge noch kleiner. (Achott!)

Er ward so klein, daß er sich selbst in die eigene Hosentasche stecken konnte.

Er tat dies und ward nimmer gesehen.

Achott.

*

Digitized by Google

Alb

74 Stock hoch iſt das Warenhaus.

Eine Wolkenkratzbürſte!

Vorzeiten ſtand ein Zeitungs-Kiosk an ſeiner Stelle.

Jetzt wuchtet ein Warenhaus in den Himmelsdom.

Der liebe Gott hat ſich infolgedeſſen zurückgezogen.

Aber die Menſchen wurden des nicht inne, und das Warenhaus blühte.

Stockwerk ſetzte man auf Stockwerk.

Ihrer 239 zählt es jetzt, das Warenhaus.

Im 238. ſind die photographiſchen Artikel.

Im 239. iſt die Buchhandlung.

Sie ſchreit zum Himmel.

Ich will mir Eduard Engels „Deutſche Stilkunſt" kaufen; denn ich bedarf ihrer dringend.

Ich ſteige in den Fahrſtuhl.

Es iſt wie ein umgekehrtes Fallen — ich falle nach oben mit der Geſchwindigkeit eines geölten Blitzes.

Ich wundere mich, daß ich eine Banalität wie dieſe — „mit der Geſchwindigkeit eines geölten Blitzes" —, den Einfall eines geiſtesarmen Köpfchens aus der Feder und über das Herz bringe, und bin mit mir unzufrieden.

Digitized by Google

Ich will es nicht wieder tun.

Ich verſpreche es.

Es iſt abgeſchmackt und unter meiner Würde.

... Im 239. Stockwerk angelangt, beratſchlage ich, wie ich dieſen Satz, ohne aus der Konſtruktion zu fallen, zu Ende führen kann.

Mir ſchwindelt.

Ich huſte dem deutſchen Stil eins und beuge mich zum Fenſter hinaus.

Tief unten kribbelt die Menſchheit.

Schwarze Pünktchen, die ihrem Berufe nachgehen.

Der Beruf freilich iſt flinken Fußes und läuft zu ſchnell, als daß ſie ihn einholen könnten.

Sie kommen nicht nach.

Nur vereinzelte Schlaumeier bleiben ſtehen, etablieren ſich als Literarhiſtoriker und laſſen ihre Schüler ſchwitzen.

Plötzlich fallen die Wände des Warenhauſes ab und begraben, was da lebte und kribbelte und ſeinem Berufe nachrannte oder nur literarhiſtoriſch tätig war.

Die häßlichen Eingeweide des Gebäudes liegen bloß, von einem Blutmeer umſpült, und der Wind bläſt herein.

Ich ſtürze hinab und ertrinke.

Ein Wohltäter der Menſchheit legt mir Eduard Engels „Deutſche Stilkunſt" ans Herz.

Aber das ſchlägt nicht mehr, und die Hilfe kommt zu ſpät.

Digitized by Google

Hoffentlich stöbert der Verfasser jenes Buches einen stilistischen Schnitzer in vorliegendem „Alb“ auf und druckt ihn in seinem Werke ab.

Ich möchte gar zu gern in die Litteratur kommen.

*

Digitized by Google

Kurzschluß

Ich bin.

Da ich bin, bin ich.

Und zwar bin ich ich.

Ich bin ich.

Ich bin nicht nur ich, sondern auch etwas.

Ich bin aber nicht nur etwas, sondern auch jemand.

Und zwar bin ich nicht ein beliebiger jemand, sondern ausschließlich ich und kein anderer. Ich verkörpere mich, ich stelle mich dar. Ich bin ganz und gar ich.

Wäre ich nicht ich, so wäre ich vielleicht ein anderer.

Sein täte ich auf alle Fälle.

Ich wäre, wenn ich nicht ich wäre, sogar ganz bestimmt ein anderer!

Wenn nun der andere ich ist, so wäre ich der andere.

Ob ich ich bin oder ein anderer, — ich bin in jedem Falle ich; denn der andere wäre — wie gesagt — ich.

Da ich bin, so bin ich nicht nur, sondern bin ich auch ich.

Wäre ich nicht, so wäre ich nicht.

Da ich indessen bin, so bin ich. Und zwar bin ich ich.

Das steht fest.

Digitized by Google

Ich bin aber nicht nur ich und kein anderer, sondern ich bin auch etwas.

Ich bin nämlich ein Idiot, daß ich solches Blech aufschreibe.

*

Digitized by Google

Die Uhr

Auf dem Flur unſerer Wohnung ſteht eine Uhr.

Dieſe Uhr geht nicht, dieſe Uhr ſteht.

Sie, die auf dem Flur unſerer Wohnung ſteht, ſteht.

Es iſt aber auch eine Standuhr, die wie keine zweite zu ſtehen vermag. Sie ſteht wie die Wacht am Rhein. Schon mancher Uhrmacher hat ſich die Zähne an ihr ausgebiſſen.

Sie kann ſich ſehen laſſen, unſere Standuhr. Sie iſt ein wertvolles Erbſtück aus dem Türkenkriege.

Sie iſt in der Wand angeſchraubt und zwar dermaßen, daß ſie dem Eintretenden geradezu ins Geſicht ſpringt.

Es iſt eine der prächtigſten Wandſtanduhren, die es gibt, unſere Fluruhr.

Ein wahrer Jammer, daß ſie nicht geht.

Durch nichts in der Welt iſt ſie zum Gehen zu bewegen.

Sie ſteht, ſoweit das Geſamt-Gedächtnis unſerer Familie zurückreicht.

Früherszeiten ſtand ſie auf dem Boden, aber da kam ſie nicht zur Geltung.

Digitized by Google

Jetzt steht sie auf dem Flur, und jedermänniglich kann sie bewundern.

Ich verschleudere sie billigst.

Zu besichtigen allnachmittags zwischen 3 und 4.

Sie springt Ihnen glatt ins Gesicht, wenn Sie eintreten.

*

Digitized by Google

Das unmögliche Loch im Strumpf

Der Damenfriseur Fischtuch hatte ein Loch im rechten Strumpf.

Erst war es klein wie ein Fünfpfennigstück.

Bald war es groß wie ein Fünfmarkstück.

Als es den Umfang einer Tortenplatte erreicht hatte, lächelte Fischtuch bedeutsam und sprach:

„Das ist mir noch nicht vorgekommen, daß ein Loch größer war, als es sein kann."

Er wechselte jedennoch die Strümpfe keineswegs.

Der linke Strumpf war heil und unversehrt!

— — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage strichen ins Land.

Da fiel eines Abends der Blick des Friseurs auf das Loch im rechten Strumpf.

Es war mit bloßem Auge kaum noch wahrnehmbar.

Fischtuch nahm ein Vergrößerungsglas zur Hand und blies die Schuppen, die von seinen Augen auf den rechten Fuß gefallen waren, beiseite: Er lief rechts barfuß.

— — Am folgenden Morgen wechselte Fischtuch die

Digitized by Google

Strümpfe, d. h. er zog den linken Strumpf über den rechten Bar-Fuß.

Der Strumpf litt darunter und büßte im Laufe der Zeit viel von seiner Schönheit ein. Er bildete ein Loch. Das Loch vergrößerte sich allgemach. Das Loch fraß den Strumpf auf. Das Loch ward größer als der Strumpf, und Fischtuch lief barfuß in Stiefeln.

Er redet sich ingrimmig ein, barfuß in Stiefeln zu gehen, sei gesund.

Er gründete einen Verein: Die Barstiefler.

Und da die Menschen garnicht genug Hammel finden können, denen sie nachtroddeln, so schloß sich die halbe Welt dem Barstiefler-Bunde an.

Heute gehört es zum guten Tone, Barstiefler zu sein, und Fischtuch — der „Apostel"! — ist ein gemachter Mann.

*

Digitized by Google

Zum Aergern

Als die Liebe aus war, schrieb Erwin ein Gedichtbuch und nannte es „Esther".

Als es erschienen war, sandte er ein Exemplar an Gertraut; denn das war die Esther gewesen.

Als Gertraut das Buch erhielt, warf sie einen flüchtigen Blick auf die Handschrift, ärgerte sich und verweigerte die Annahme.

Als Erwin das Buch zurückkriegte, ärgerte er sich und schrieb eine Postkarte an Gertraut: „Sie bilden sich hoffentlich nicht ein, mich zu ärgern?"

Als Gertraut die Karte empfing, ärgerte sie sich, antwortete jedoch nicht.

Als Gertraut am selben Tage das Buch „Esther" gekauft hatte, ärgerte sie sich. Sie hätte es nicht kaufen sollen.

Als Erwin hintenherum erfuhr, daß sich Gertraut sein Buch besorgt habe, freute er sich.

Hätte Gertraut erfahren, daß sich Erwin gefreut hatte, sie hätte sich doppelt und dreifach geärgert; denn Erwin hatte sich nur gefreut, weil er wußte, daß sich Gertraut geärgert hatte. Aber er war ein anständiger Kerl und ärgerte sich, daß er sich hatte freuen können.

*

Digitized by Google

Sommertag

Ich liege brach.

Der Mohn jauchzt, der Mohn kreischt.

Wind schlendert querweltein.

Zwischen zwei gelb betupften Hügeln in grüner Ferne blinzt schrägen Auges die wunderliche, alte Mühle herüber, der Sonderling. Sonnenstaub-bepudert.

Links über ihr hängt und hängt eine Wolke. Meine Wolke, meine dicke, gute, brave, faule Wolke; die weiße Alma, die saftige Alma — ungestalt und klobig. Ich läge werweißwiegern in ihren Schoß gebettet. — — Werweißwiegern? — Ich weiß, wie gern!

Ach ja, hienieden bin ich überflüssig! . . .

Mir ist wie einer ins Korn geworfenen Flinte.

Einst — einst war ich mit Leib und Seele Leib und Seele.

Jetzt? Jetzt bin ich Ding, bin Gegenstand, ein landschaftliches Zubehörchen.

Ich bin ein Es, ein Etwas.

Ich liege brach.

*

Digitized by Google

Abknüpfung

Die junge Frau geht im Holze spazieren.

Sie setzt sich auf eine Bank und läßt ihre Gedanken spazieren.

Da kommt ein junger Mann — Portokassen-Kavalier — und setzt sich neben die spazieren sitzende junge Frau.

Die junge Frau hat wildlederne Handschuhe an den Händen.

Der junge Herr ist in wildlederner Stimmung.

Er knüpft an: „Gnä Fräulen sind wie ein Gedicht!"

Das „Fräulein": „Jawohl — von Wilhelm Busch."

Das Gespräch war abgeknüpft.

*

Digitized by Google

Weltgeschichte

In Geschichte bin ich ein Held.

Fünf Daten weiß ich: 333 — Schlacht bei Issus, 9 n. Chr. — Christi Geburt, 1492 — Entdeckung Amerikas (die besser unterblieben wäre!), 1618 bis 1648 der erste dreißigjährige und 1870 und 1871 — der deutsch-französische Krieg.

Und dann weiß ich noch ein Datum. Das steht auf einem Kissen, auf einem handgestickten Kissen, das man mir zu Weihnachten 1914 geschenkt hat. Da steht drauf: „Zur Erinnerung an die mitgemachte große Zeit 1914—1915".

Aber dies Datum stimmt nicht; denn 1917 machte ich sie immer noch mit.

(Für Jahreszahlen und weibliche Handarbeiten habe ich mich nie erwärmen können.)

Von sonstigen wichtigen Ereignissen habe ich im Kopfe:

Das Reformationsfest. Findet statt am 31. Oktober jedes Jahres zum Gedächtnis des Todestages des Erfinders der Reformationsbrötchen.

Den Karfreitag. An einem Freitag. Daher der Name.

Den Geburtstag meiner Frau.

Digitized by Google

Den Gründonnerstag, damit Rapünzchen und Spinat ihre Existenz rechtfertigen.

Den ersten Januar, damit die Hausbesitzer und die Postkarten-Onkels ihren fetten Tag haben, und damit Die auf der Post schwitzen.

Die Telefonnummer meines Zigarrenhändlers. Aber das ist schon nicht mehr die blanke Weltgeschichte.

Ferner sind mir folgende historische Persönlichkeiten in trauter Erinnerung:

Diogenes in der Biertonne und Demosthenes mit dem Schwerte des Damokles, der dauernd felddienstuntaugliche Mucius Scaevola, das trojanische Pferd, der fromme Schweppermann mit den ominösen Eiern, die Marquise Pompadour und die Päpstin Johanna, Shakespeares „Heinrich III." und schließlich die Hugenotten, von denen ich lange Zeit annahm, sie seien eine weibliche Person etwa wie die Krausen oder die Schulzen.

Geschichte ist, wie Sie sehen, nicht mein Fall.

*

Digitized by Google

Die Promesse

Schon immer hatt' ich wissen wollen, was eine Promesse ist.

Ein Konversations-Lexikon, in dem ich hätte nachschlagen können, besitze ich nicht. Nicht mehr. Der Antiquar hat's. Weil der Schneider nicht länger hatte warten wollen. Dies nebenher.

Mit Menschen gebe ich mich nicht ab; den Verkehr mit ihnen hab' ich seit Jahren aufgesteckt. Er führt zu nichts — es sei denn zu der Erkenntnis, daß man am besten für sich allein bleibt. Die männlichen Menschen — und deren sind, ach, so wenige! — belügen und betrügen einen; und die Weiber? — Ich schweige!

Wen hätt' ich also fragen sollen, was eine Promesse ist?

Der einzige, zu dem ich Vertrauen gehabt hatte, das war mein Mathematikprofessor, und der ist lange, lange tot. Und gewußt hätte er's auch nicht.

So wandte ich mich an Bücher.

Denn ich mußte wissen, was eine Promesse ist.

Was sagen Sie?

Digitized by Google

Ich hätte mich dem Briefkaſten-Onkel meiner täglichen Tageszeitung anvertrauen ſollen?

Woraus ſchließen Sie, bitte, daß ich mir eine Zeitung halte?

Ich halte mir keine — keine einzige. Schon, um Sie der Oberflächlichkeit zeihen zu können.

Nein, ich mußte mich an die Bücher wenden, um es zu erfahren; um zu erfahren, was eine Promeſſe iſt.

Ich fand ein Buch, das hieß

Saling's (mit Apoſtroph!) Börſen-Papiere.

Ich fand es bei einem Unbekannten, in deſſen Wohnung ich eingeſchlichen war, und der es, wie ein Exlibris (auf der erſten Seite eingeklaibt) beſagte, ſeinem Chef — oder wie man jetzt auf Neudeutſch ſchreibt: Scheff — geklaut hatte.

Im Saling ſtand auf Seite 39 des erſten Bandes wörtlich das Folgende:

„Unter einer Promeſſe, beziehungsweiſe einem Promeſſen-Schein, verſteht man das gegen Empfang einer Prämie ſchriftlich abgegebene Verſprechen, ein Los mit beſtimmt angegebener Nummer für den Fall, daß dasſelbe in der nächſten Ziehung herauskommen ſollte, dem Zahler der Prämie, welcher dagegen ein noch nicht gezogenes Los wiederzuerſtatten hat, in natura zu liefern reſp. den darauf fallenden Gewinn zahlen zu wollen."

Digitized by Google

Ich weiß zwar nun erst recht nicht, was eine Promesse ist, aber das, was ich gewußt *hatte*, das weiß ich um so gewisser: Beim Lotteriespielen kommt nichts Gescheites heraus!

*

Digitized by Google

Bildung

„Ach, verzeihen Sie, sagen Sie: Haben Sie zufällig eine Fünfzehnpfennig-Marke bei sich?"

„„Nein, bedaure, das tut mir leid.""

„Wie? Sie haben keine Fünfzehnpfennig-Marke bei sich? Tatsächlich nicht? — Ueberlegen Sie sich das, Mann!"

„„Was gibt es da zu überlegen?! — Ich habe keine. Basta. — Uebrigens: warum sollte ich eine bei mir haben?""

„Warum? Da können Sie fragen: warum? — Weil ich eine brauche!!"

„„Die Hauptsache ist, daß ich eine habe, wenn ich eine brauche.""

„Das ist lächerlicher Egoismus. — Ein gebildeter Mensch hat stets eine Fünfzehnpfennig-Marke bei sich — ob er sie braucht oder nicht."

„„Ein gebildeter Mensch hat stets eine Fünfzehnpfennig-Marke bei sich? So?? — Und Sie? — Sie haben ja selbst keine bei sich!""

„Bin ich denn ein gebildeter Mensch?"

Digitized by Google

„„Haha, sehen Sie: ich auch nicht! Ich bin sogar noch ungebildeter als Sie, indem ich Sie hiermit aufgefordert haben möchte, mir ehestens im Mondschein zu begegnen.““

*

Digitized by Google

Vater und Sohn

Professor Eyerkreutz, exakter Mathematiker, ist gählings in den Stand der Ehe hineingetreten.

Er hat es nicht zu bereuen. An seiner Frau ist was dran; auch ist sie tüchtig im Hauswesen und strotzt von Ordnungsliebe.

Neun Monate nach der Hochzeit bringt der Storch einen kleinen Eyerkreutz, welchem in der Taufe der väterliche Rufname aufgebrannt wird.

Der Vater heißt? Nun, wird's bald? „Ernst"!

Ernst Eyerkreutz, Vater, ist kein schöner Mann. Frau Professor Eyerkreutz, Mutter, ist keine schöne Frau. Was Wunder, daß Ernst Eyerkreutz, Sohn, dementsprechend ausgefallen ist?

Ernst Eyerkreutz, Vater, dünkt sich ein schöner Mann. Seine Gattin dünkt sich eine schöne Frau. Was Wunder, daß die entzückten Eltern die Hände über dem begriffsverwirrten Kopf zusammenschlagen hingesichts ihres liebreizenden Ehelings?

Der kleine Ernst sieht aus wie ein Radieschen.

Ich will nicht behaupten, daß Radieschen häßlich seien. Radieschen an sich — als Radieschen — vermö-

Digitized by Google

gen schön zu sein. Kinder, die wie Radieschen aussehen, sind keinesfalls schön. Objektiv genommen.

Radieschen beiseite.

Während die Frau Professor den kleinen Ernst wartet, stillt, päppelt, abhält, zieht und begießt, sieht sich der Herr Professor bemüßigt, die Neuerwerbung seinem Wissenskreis einzubezirken.

Er beobachtet infolgedessen das Tun und Treiben seines eingebündelten Sprößlings mit aufrichtiger Wißbegier.

Aber Eigenart und vitale Aeußerungen des Bündels bleiben ihm stockfremd.

Die objektive Wißbegier tritt der väterlich subjektiven Liebe den Platz ab, sobald Ernst im zweiten Jahre seines Daseins von dem Drange, sinnvolle Wörter zu bilden, ergriffen wird.

Da sitzt der mathematische Vater stundenlang bei dem Sohne und paukt ihm eifervoll die sogenannte Muttersprache ein.

Das Babbabb und Dadda und das Erre-Erre-Erre hat ihn kalt gelassen, aber seit Ernst das Wort „Mathematik" herauszubringen sich quält, leuchtet es aus den Augen des Vaters.

Und Ernst muß den Inhalt der Kugel lernen und die Formel zur Berechnung der Diagonale im gleichschenkeligen Trapez und Sinus und Cosinus.

Digitized by Google

Die höchſten Wonnen durchzitterten den Vater, als er in Gegenwart ſeines Freundes, des Altphilologen Pfingſtkuchel, dem Stöpſel eine Logarithmen-Tabelle fragend vor die Naſe hielt und von dieſem die prompte Antwort bekam: „Schloemilch".

Der verdienſtvolle Verfaſſer jener Tabelle trägt nämlich den Namen Schloemilch. Ich möchte ihn erfunden haben. —

Des Vaters Liebe wuchs proportional dem Quadrate aus der Summe des Reproduktionsvermögens und des Bildungstriebes ſeines Sohnes.

Um ſo heftiger brach ſeine Wut aus, als der Stöpſel eines Tages zu funktionieren aufhörte.

Das war ſo: Klein-Ernſt, friedlich wie er war geſinnen, ſaß in ſeinem Klappſtühlchen und äugte in das Stubenrund.

Vater Eyerkreutz ſtand beineben und verfolgte die Blicke ſeines Sohnes, der die Radieschenperiode überwunden hatte und ſich zum Rettich emporrang.

Da flog eine Fliege an Ernſtchens Naſe vorüber, plazierte ſich auf die Stuhllehne, tippeltappelte ein Stück zurück und zwirbelte die Vorderbeine.

Ernſt ſah höchſt aufmerkſam hin.

Die Fliege überlegte ſich etwas und flog weg.

Ernſt ſagte für ſich hin: „Eine Fliege!"

Er wunderte ſich nicht; er wollte es feſtgeſtellt haben.

Digitized by Google

Der Vater hatte die Fliege wohl gesehen.

Nach einer Weile kam das Tier zurückgeflogen und ließ sich fast auf demselben Fleck nieder wie das erste Mal.

Ernst stellte fest: „Noch eine Fliege!"

Ernst hatte überhaupt und ausschließlich an nichts anderem Interesse als an ganz, ganz Kleinem.

Die Fliege surrte fort, kehrte wieder und ließ sich nieder auf Ernsts rechtem Blutwurst-Händchen.

Jetzt wunderte sich Ernst, und er sagte aufgeregt: „Noch eine Fliege!"

Er hatte nunmehr drei Fliegen im Zimmer gezählt.

Der Vater ... als Verkörperung einer höheren Intelligenz, wußte, daß es eine einzige Fliege war, die hin und her flog. Er trat hart an das Stühlchen, schnellte den Zeigefinger hoch und sprach:

„Ernst, höre mich an! Du schließest daraus, daß du eine Fliege drei Mal sahest, daß drei Fliegen im Zimmer seien dahier, während du in der Wirklichkeit nur eine einzige Fliege drei Mal sahest, in der Annahme allerdings, daß es jedes Mal eine andere Fliege sei dahier, wiewohl es alle drei Male die nämliche Fliege war dahier. Nicht will ich dich schelten ob deiner Oberflächlichkeit, welche durch dein kindliches Alter sattsam entschuldigt sein mag, wohl aber kann ich nicht umhin, Vorwürfe gegen dich zu erheben, daß du dein Augenmerk ..."

Digitized by Google

Hier fing Klein-Ernſt an zu ſchreien, als ob er am Spieße ſtäke.

Er hatte Angſt vor ſeinem lauten Vater.

Eyerkreutz verließ das Zimmer Er mußte an ſich halten, um vor Wut nicht zu berſten. Nie hätte er es für möglich gehalten, daß Fleiſch von ſeinem Fleiſche ſo verſtockt ſein könne, um es über ſich zu gewinnen, zu dem abgeſchmackten Mittel des Heulens zu greifen, damit väterliche Belehrung abgewieſen und durch Vortäuſchen einer jämmerlichen Lage Rührung hervorgekitzelt würde. Oh, wie verwerflich!

Seine Schüler hatten an dem Tage nichts zu lachen.

*

Digitized by Google

Wolfgang Brennecke

Kennen Sie die entzückenden Tonköpfe — in Sämereigeschäften stehen sie am Pranger —, auf deren Oberteile Gras gezogen werden kann, das in herangereiftem Zustande dem tönernen Ganzen hinschmetternde Menschenähnlichkeit verleiht?

Oft ist es ein Bismarck, der die Legende von den drei Haupthaaren ad absurdum führt, oft ist es ein rundlicher Allerweltsbierbankstrategenkopf, der heimlich sagen zu wollen scheint: „Ich war kahl!"

Die Haare sind grün, aber das tut nichts.

Es gibt „richtig gehende" Menschen, die haben auch grüne Haare.

Zu solch einem Graskopfe war — u. a. — Wolfgang Brennecke geworden, alldieweil er sich den fuchsroten Schopf in unermüdlichem Eifer immer und immer wieder gefärbt hatte.

Sein größter Ehrgeiz war es vor Zeiten gewesen, eine blinkblanke Glatze zu kriegen, aber die Natur hatte diesen Ehrgeiz nicht stillen helfen, sondern im Gegenteil.

Nun lief Wolfgang Brennecke mit einer grasgrünen

Digitized by Google

Bürste auf dem Haupte herum und wurde darüber zum Pessimisten.

Hinzu kam, daß auf seiner unsanft gekurvten Nase zwei profilverhunzende Warzen wucherten, eine große und eine kleine, welche in das Fundament jener pessimistischen Weltanschauung einbezogen werden müssen.

Im Gegensatz zu anderen im Kurse hochstehenden Dichtersleuten ließ sich W. Brennecke niemals photographieren.

Brennecke ist nämlich ein berühmter Dichter. Aber es gibt keine Photographie von ihm, und selbst der „Woche" ist es bisher versagt geblieben, ihn im Familienkreise zu erwischen; was viel heißen will.

— — — — — — — — — — — — — —

Der große Mann hat heute einen schlechten Tag.

Erstens ist ihm ein sacksiedegrobes Schreiben seines Schuhmachers ins Haus geschneit, zweitens gurrkst es ihm fortgesetzt im Magen, und das kann er gar nicht leiden, und drittens und letztens hat er sich beim Füllen seines Halters die schöne, hechtgraue Weste und sämtliche Finger vollgeleckst.

Wahrlich, alles dies ist bitter für einen Dichter, zumal wenn er der pessimistischen Richtung huldigt.

Verärgert und verbissen sucht Brennecke in seinem Schreibtische nach einem Bogen weißen Papieres.

— — — Frau Brennecke waltet in der Küche.

Digitized by Google

Sie iſt ebenfalls ſchlechter Laune. Erſtens, weil ihr Gatte welche hat; zweitens, weil der Kohlenmann nicht kommt. Seit ſieben Uhr wartet ſie auf ihn. Der Menſch bildet ſich doch nicht etwa ein, ſie koche ſeinetwegen das Mittageſſen auf Gas? Da ſoll er ſich geſchnitten haben. Man wird ihm zu zeigen wiſſen, daß es ohne ihn geht, und wird — aus Rache — im Gaſthaus eſſen.

So kriegt man wenigſtens einmal etwas Geſcheites vorgeſetzt.

Herrjeh, da kocht die Milch über!

Die ſtand auf dem Gasherde.

Haben Sie ſchon einmal übergelaufene Milch gerochen?

Uebergelaufene Milch riecht nicht gut.

Frau Brennecke reißt das Küchenfenſter auf, damit der brenzlige Geruch ins Freie ziehe.

In dieſem Augenblick kommt Brennecke, der peſſimiſtiſche Dichter, in die Küche, um zu veranlaſſen, daß ſein Schreibtiſch unter allen Umſtänden aufgeräumt werden müſſe.

Brennecke kann übergekochte Milch abſolut nicht vertragen!

Er äußert ſich dahingehend, daß es eine Schlamperei ſei, und daß er herzlich bereue, je geheiratet zu haben.

Frau Brennecke iſt nicht auf den Mund gefallen und entwickelt in weitausholender Darlegung ihre gutbürgerlichen Anſichten über Familienleben, Familienglück und

Digitized by Google

Hausfrauenvorrechte und demonſtriert an Hand des Vorgebrachten, daß ſie die Naſe voll habe.

Die Szene wird zum Tribunal, aber rechtzeitig erſcheint das Dienſtmädchen, das einholen war, und erſtickt die ſtürmiſche Debatte.

Brennecke, der berühmte Dichter, zieht ſich knurrend in ſeine Gemächer zurück, und ſein Inwendiges iſt peſſimiſtiſcher gefärbt denn je.

Er fährt ſich grimmig durch die grünen Haare.

Uebrigens heißt er gar nicht Brennecke — das iſt ein Pſeudonym —, ſondern Moriz A . . . . .

Der Name bleibe ungenannt, er könnte zermalmend wirken.

Brennecke — laſſen wir es bei „Brennecke" — hat nach wildem Suchen ſchließlich doch einen Bogen Papier gefunden und will, iſt er doch in der beſten ſchlechteſten Stimmung, das Schreiben des Schuſters gebührend beantworten.

Da blättert ein Bröckchen Stuck von der Decke des Zimmers und fällt auf den Tiſch — vor den Schreibbereiten.

Plötzlich zauberſam inſpiriert — o holde Dichtergabe! — ſchreibt der große Mann in einem Zuge das Folgende:

Das Glück

Es fällt vom Himmel, niemand weiß, wohin.

Du wunderſam Gefühl, beglückt zu werden!
Wie glücklich bin ich, daß ich glücklich bin,
Kein Glücklicher lebt glücklicher auf Erden.

... Dies durchaus unpeſſimiſtiſche Gedicht ſchrieb Brennecke, wie geſagt, in einem Zuge hin.

Sodann ſteckte er — auf alle Schuhmacher der Welt pfeifend — das Manuſkript in einen Briefumſchlag und adreſſierte es an die Redaktion der größten Hausfrauen-Zeitung Deutſchlands.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Gedicht erſchien in Nummer 36 der größten Hausfrauen-Zeitung Deutſchlands und fand großen Beifall.

Es iſt auch wirklich ſehr ſchön. Ja, mehr als das: es iſt geradezu bedeutend!

Es iſt aber nicht etwa gedruckt worden, weil es bedeutend iſt, ſondern es iſt bedeutend, weil es von einem berühmten Dichter iſt, und der Dichter iſt nicht deshalb berühmt, weil er bedeutende Gedichte macht, ſondern weil er überall gedruckt wird, aber er wird nicht deshalb überall gedruckt, weil ſeine Gedichte bedeutend ſind, ſondern weil er berühmt iſt. So ſteht es.

*

Digitized by Google

Ritter Raoul

Ich wollte Schauspieler werden.

Ein einziger Mann kam in Frage, dem ich mich anzuvertrauen wagte, und der war Spielleiter des städtischen Schauspiels und hieß Gluth.

Ich schrieb ihm, und er bestellte mich für einen der folgenden Tage auf seine Wohnung.

Ich war damals noch sehr jung, trug lange Haare und pflegte die Mundwinkel ironisch abwärts zu ziehen, um Blasiertheit und Reife zu markieren.

Die Bühne schien mir der richtige Weg zu sein, der zu Berühmtheit und Reichtum führte.

Idealist war ich nicht.

Ich machte mich auf den Weg zu Gluth und nahm ein paar Einakter Arthur Schnitzlers mit, aus denen ich des öfteren geschcite Literatenrollen zum besten zu geben pflegte.

Ich war meiner Sache sicher.

Die müde Weltgewandtheit Schnitzlers lag mir gut, und ich hoffte, des verehrten Mannes Beifall zu gewinnen.

Er empfing mich persönlich und geleitete mich in ein

Digitized by Google

abgelegenes Zimmer, vermutlich den Aufenthaltsraum seiner Jungens.

Mit knappen Worten legte ich dar, daß ich die feste Absicht hege, zum Theater zu gehen, da ich Talent zu haben glaube und mich auf die eigenen Füße stellen wolle.

Gluth, ein kleiner, gedrungener Bürgersmann mit einem gewaltigen Schädel, blätterte in meinem Schnitzler und sprach sodann ohne jedes Pathos: „Gehen Sie nicht zur Bühne. Auch dann nicht, wenn Sie Talent haben sollten. Theater ist etwas sehr Schönes, aber man darf nicht selbst dabei sein. Es widerstrebt mir, junge Leute zu Komödianten auszubilden; denn ich fühle mich für ihr Wohl und Wehe verantwortlich bis zu dem Tage, wo sie etwas erreicht haben. Ihnen Stunde geben und dafür Geld abknöpfen, das tue ich nicht. Ueberlegen Sie sich's noch einmal. Sehen Sie, Sie haben eine gute Bildung genossen und können eine feste Stellung im Staate bekleiden und bleiben Ihr freier Mann. Jeder Beamte ist ein freier Mann gegen den Schauspieler, der seinen Beruf ernst nimmt. Was glauben Sie, wie ich mir die Zeit abknapsen muß, um mich täglich ein Stündchen meiner Familie zu widmen? Es ist ein hartes Leben. Und ein ungesundes obendrein. Wenn ich des Abends drei, vier Stunden auf der Bühne gestanden habe, muß ich den nächsten Morgen ins Freie radeln oder ins Luftbad gehen, damit die Lungen wieder ins Geschick kommen.

Digitized by Google

Aber meist ist den nächsten Morgen Probe. Also, ich rate Ihnen ab."

Ich war kleinlaut geworden und bat, mich wenigstens zu prüfen.

„Was können Sie? Haben Sie Rollen gelernt?"

Ich wies auf den Schnitzler.

„Ach, das kann jeder! An Konversationsstücken, noch dazu an Wiener, sehe ich nichts. Da brauchen Sie ja nur sich selbst zu spielen. Nein! Klassiker: Shakespeare, Goethe, Schiller!!"

Ich war in den Klassikern schlecht beschlagen.

Gluth dachte einen Augenblick nach, dann gab er mir zweierlei auf: den Schüler aus „Faust I" und den Ritter Raoul aus der „Jungfrau von Orléans", eine Rolle, die sich seit Jahren als Prüfstein bewährt habe.

In einer Woche sollte ich wiederkommen.

Ich dankte und ging.

Als ich auf der Straße stand, freute mich das Leben nicht.

Ich hatte mir's anders vorgestellt, einfacher. Niedergeschlagen stieg ich heimwärts, holte auf der Stelle den „Faust" und die „Jungfrau" aus dem Bücherschranke und studierte los.

Der Schüler sagte mir zu — der Mephistopheles allerdings weit mehr! — — — aber der Ritter Raoul!

Ich wollte ja gar nicht Held und Liebhaber werden,

Digitized by Google

ich wollte ja gar nicht Feuer und Leidenſchaft zeigen — — — ich wollte ſpielen, was mich reizte: verſchrobene Sonderlinge, ſchrullige Philiſter, verblödete Luſtgreiſe.

Ich verfügte über eine große Fertigkeit, mich zu verſtellen, und hatte ſchon auf der Schulbank darin geglänzt, meine Lehrer täuſchend zu imitieren.

In Goethes Schüler mich hineinzudenken, fiel ſchließlich nicht ſchwer.

Aber der Ritter Raoul!

Als moderner junger Mann ließ man wohl Goethe und Shakeſpeare halbwegs gelten, doch Schiller ... Schiller war eine indiskutable Angelegenheit.

Das war jener Herr, der das „Lied von der Glocke" und einige kindliche Theaterſtücke verfaßt hatte, und den man um alles in der Welt nicht ernſt nehmen konnte.

Ja, und jetzt ſollte ich den Ritter Raoul lernen, einen erhitzten Jüngling, der außer Atem und in Verſen das Erſcheinen der Jungfrau ſchilderte.

Ich lernte die Rolle auswendig und bemühte mich, ſoeben aus der Schlacht zu kommen und das Wunder erlebt zu haben.

Wenn ich allein war, ging es leidlich; ſobald ich jedoch vor Bekannten loslegte, wurden die Verſe holprig und ledern, und es hörte ſich an, wie wenn jemand aus der Zeitung vorlieſt.

Ein Freund meinte, es würde ſchon gehen.

Digitized by Google

Und da es sich um meine Zukunft handelte, so zwang ich mich mit allen Kräften, die innere Befangenheit zu überwinden und frisch von der Leber zu deklamieren.

Die Woche war rasch herum, und ich machte mich zum zweiten Male auf den Weg zu Gluth, begleitet von den Segenswünschen unseres Dienstmädchens, das ich in den Plan eingeweiht hatte.

Es war ein kalter Novembertag, und dicker Nebel lag auf den Straßen. Man konnte keine drei Schritt weit sehen.

Die Laternen brannten, obwohl es noch zeitig am Tage war.

Ich werde den Weg nie vergessen.

Um mir einzuheizen, hatte ich einen tüchtigen Rum genossen und fühlte mich in einer draufgängerischen Stimmung.

Alle nasenlang blieb ich stehen und schmetterte in den Nebel hinein die Worte des Ritters Raoul.

Eine Würstchenfrau, vor der ich meinen Auftritt unentgeltlich aufführte, ließ ihren Wagen im Stich und nahm Reißaus.

Auch auf biedere Bürgersleute suchte ich fürchterlich zu wirken. Ich brüllte ihnen im Vorübergehen Bruchstücke meines Schlachtenberichts in die Ohren und ließ die Verdatterten mitleidslos im Nebel stehen.

Als ich bei Gluth anlangte, sank die übermütige Stim-

Digitized by Google

mung auf ein Minimum, und als ich die Treppe hinaufschritt, befielen mich Mutlosigkeit und Zagheit.

Gluth, freundlich-ernst wie das erste Mal, führte mich in sein Arbeitszimmer, stellte mit etlichen Worten die Situation her, die das Auftreten des Ritters Raoul einleitet, forderte mich auf, so laut zu reden, wie ich vermöchte, und trat, mir abgewandt, in eine Ecke.

Ich sah im Geiste Frau Gluth nebenan sitzen und lächeln, sah die Hausbewohner über und unter mir, sah die Dienstboten, sah Gluths Kinder und hatte mancherlei im Kopfe, nur nicht den Ritter Raoul.

Endlich fing ich an.

Gluth unterbrach nach dem ersten Satze. Ich solle möglichst nicht sächsisch sprechen. Hierauf ermutigte er mich nochmals und sagte, ich möchte ruhig aus mir herausgehen und gar nicht dran denken, daß mir jemand zuhöre.

Ich fing von neuem an.

Die Rolle des Ritters Raoul besteht aus einer einzigen Rede.

Die ersten Sätze gelangen einigermaßen.

Dann steigerte ich mich in eine künstliche Aufgeregtheit hinein und gab nicht Obacht, ob ich sächsisch sprach oder nicht.

Gegen Ende des Berichts ging ich nahezu in dem Ritter auf und vergaß Zeit und Raum.

Digitized by Google

Ich schloß:

„Zweitausend Feinde deckten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann verletzt."

„—mißt!!" verbesserte Gluth.

„Da haben Sie recht!" antwortete ich ernüchtert.

Ich hatte „Mist!" als lakonische Kritik aufgefaßt.

Gluth lachte herzlich und klärte das Mißverständnis auf.

Das Urteil, das er im Anschluß an meine Leistung fällte, war jedoch nichts anderes als eine höfliche Umschreibung für das bündige „Mist"!

Ich war derselben Meinung und habe denn auch auf Gluth gehört und die Finger gelassen vom Komödiespielen.

Und es war gut so.

*

Digitized by Google

Amerikanische Kopfwäsche

Eine junge Dame, das blonde Haar schlicht gescheitelt, will sich den Kopf waschen lassen.

Sie wird von einer königlich frisierten Kuh in Empfang genommen, hinter einen elenden Bretterverschlag geleitet und in einen dreibeinigen Sessel gezwängt.

Der Sessel ist äußerst kunstvoll am Fußboden festgenagelt. Die zu frisierenden Damen sollen geschickt über den Mangel des vierten Beines hinweggetäuscht werden.

90 cm vor dem Dreibein ist ein Becken in die Wand eingelassen. Willst du das Haupt über dies Becken führen, so bist du genötigt, dich mit dem Steißknochen auf das äußerste Ende des künstlich angenagelten Sessels zu setzen. Hierbei stieß die Dame, ob sie wollte oder nicht, mit den Knien an das Becken, befand sich mithin in einer unglücklichen Lage, die sie dadurch zu erleichtern suchte, daß sie die Beine ganz lang machte, wobei sie freilich hinwiederum die Schienbeine so eng als möglich unter das nässende Abflußrohr des Beckens quetschen mußte. —

Mit bangen Blicken mustert die Dame den Raum. An den Wänden prangen in ihrer allerletzten Schönheit

Digitized by Google

zwei miteinander im Erblinden wetteifernde Spiegel, welche zweifellos der ungaſtlichen Stätte den zündenden Titel „Damen-Friſier-Salon“ aufgedrückt haben.

Das Hauptſtück allen Inventars ſtellt dar ein unſäglich verrußter Warmwaſſer-Apparat, der allerdings im Ernſtfalle nur ein mäßig verſchlagenes Spülicht verabfolgt.

Vervollſtändigt wird das noble Ameublement des Salons durch drei ungeheuerliche Nägel, die — ohne jede Scheu in die Bretterwand hineingetrieben — die Funktion eines Kleiderſtänders auf ſich laden, ſowie durch einen allerliebſten Spirituskocher, welcher das Erwärmen der Brennſcheren zu bewirken hat und, um nicht unter den Scheffel geſtellt zu ſein, auf einer großmächtigen Konſole thront.

Von der Decke herab hängt eine Gaslampe, die ausſchließlich dekorativen Zwecken dient, ſintemal der ihr zugehörige Strumpf durchlöchert, geſchwärzt und völlig verwahrloſt in die Welt glupſcht.

. . . Die königlich friſierte Kuh löſt der jungen Dame mit rückſichtsloſer Ungeduld das blonde Haar und bricht dabei jäh in die ſchwärmeriſchen Worte aus:

„Nein, Fräulein, aber Sie haben prachtvolle Haare! So etwas von Haaren habe ich noch nie geſehen. Das iſt ja ganz einzig! — Ich hab' eine Schweſter, die hat

Digitized by Google

ganz genau ſolches Haar! Bloß noch länger und noch viel ſtärker. Und ganz ſchwarz!"

Währenddem macht ſie ſich an dem Warmwaſſer-Apparat zu ſchaffen. Sie knetet und würgt daran herum, bis er widerwillig und mit genauer Not einen dürftigen, lauen Strahl auf das blonde Haargeſträhne ſpritzt.

„Die ſieht garnicht aus wie eine Deutſche," fährt die Friſeuſe eifervoll fort, „die ſieht aus wie eine Spanierin. Wiſſen Sie, Fräulein, die iſt in Spanien verheiratet. In Sevilja. Mit einem Arzte. Erſt hat ſie ihn garnicht nehmen wollen, weil ſie eine Deutſche iſt, und er iſt ein Spanier. Und ein Spanier und eine Deutſche, die paſſen doch nicht zuſammen mit dem Temperament. Aber er hat ihr gedroht, er erſchießt ſich, wenn ſie nicht ſeine Frau wird. Glauben Sie, Fräulein, der hätte es auch getan. Der mit ſeinem Temperament. Der hätte ſich ganz wahrhaftig erſchoſſen. Da hat meine Schweſter natürlich ja geſagt. Der hatte ſich bloß in der ihre Haare verliebt. Aber ſo was von Haaren war ooch noch garnich da. Die Zöpfe ſind ſo lang, daß ſie hinter ihr herſchleppen. Die kann ſie nicht aufſtecken, ſo lang ſind die."

Bei dieſen Worten hat die Kuh von einer irgendwoher erſcheinenden magiſchen Hand eine dunkelbraune Glasflaſche gereicht bekommen, deren Inhalt ſie mit weiſer Mäßigung auf die daraufhin ſpärlich aufſchäumenden Haarmaſſen gießt.

Digitized by Google

„Lene, meine Schweſter, die kommt in vierzehn Tagen her auf Beſuch. Zu uns. Da müßten Sie mal hier ſein. Die müſſen Sie mal ſehen. Richtig blauſchwarze Haare hat die. In Spanien die, die wollens ooch garnich glauben, daß es eine Deutſche is."

Die Friſeuſe verfällt allgemach in die ihr angeborene Sprechweiſe zurück. Sie iſt angeſtrengt damit beſchäftigt, den blonden Haarwuſt durcheinander zu quirlen. Sie rumpelt grauſam. Im geheimen denkt ſie an das hitzige Temperament ihres eingefleiſcht ſpaniſchen Schwagers, der ſeine Frau hoffentlich auf der Reiſe begleiten wird.

Die arme blonde Dame hat wenig Genuß an der Erzählung, welche die unbarmherzig walkende Friſierkuh ihr ſtoßweiſe angedeihen läßt. Sie hält ſich mit Anſpannung aller Kräfte auf der harten Kante des Seſſels feſt, um nicht hinab in die Tiefe zu ſtürzen. Sie preßt ihre Beine mit ängſtlichem Ingrimm unter das Abflußrohr und ſtemmt den gepeinigten Schädel gegen die martervoll maſſierenden Hände der Friſeuſe, auf daß ſie nicht ganz und gar in das böſe Becken hineingepfercht werde. Hie und da glückt es ihr, die Oberhand zu gewinnen und den Nacken zu ſteifen, aber die Freude währt allzu kurz, und heftig wird das blondbebuſchte Köpfchen in das Waſchgefäß hineingeſtippt. Es kann auch geſchehen, daß die Dame, ſofern ſie die wuchtenden Stöße nicht rechtzeitig

Digitized by Google

pariert, mit dem Kinn knallend auf dem Beckenrand aufstaucht, wobei es ihr nur kümmerlich zustatten kommt, daß sie die Finger inbrünstig in das Porzellan einkrallt, in der stillen Berechnung, dem Kinn ein bescheidenes Polster unterzulegen. Sie preßt die Zähne knirschend aufeinander und kneift die Augen blindwütend zusammen: unaufhaltsam rieselt die ätzende Seifenlauge über die Stirn und zwischen den Lidern hinein und zieht juckend und kribbelnd die Nase entlang, um als harmloses Bächlein im Becken zu münden.

Und die herzlose Friseuse walkt unermüdlich und ohne die kleinste Pause durch die langen blonden Haare und rumpelt und fuhrwerkt und schindet sich ab. Freilich unterläßt sie es bei dieser schweißtreibenden Arbeit vollkommen, sich gewählt auszudrücken; sie schwatzt keuchend und im breitesten Dialekt von ihrem Schwager Pablo und dem spanischen Temperament und von den großartigen Verhältnissen, in denen die beiden leben, und daß sie selbst schon immer gern nach Spanien gewollt hat, und daß sie es eigentlich garnicht nötig hat, zu frisieren, und daß sie ihre Schwester fragen will, ob sie auf der Rückreise nicht mit darf nach Spanien.

Endlich schwinden ihr die Kräfte. Sie läßt ab von ihrem Opfer. Der ungleiche Kampf ist aus.

Die pitschnassen Haare der blonden Dame werden ausgerungen, und der Warmwasser-Apparat sieht sich

Digitized by Google

bemüßigt, auf inſtändiges Drängen einen mehr dünnen als warmen Strahl rieſeln zu laſſen.

Sodann wird der Stopfen des Abflußrohres geöffnet, und die Friſeuſe windet mit geſchwinder Hand die Strähnen der jungen Dame aus.

Dem Abflußrohr entſtrömt während dieſer Prozedur ein ſchauriger Geruch nach ranzigem Haarfett und muffelndem Gänſegedärm.

Um die amerikaniſch gereinigten Haare wird ein nicht amerikaniſch gereinigtes Handtuch geſchlungen, worauf die Friſeuſe der ſich ſtöhnend aufrichtenden Dame das Haarbündel klatſchend über den ſchmerzenden Rücken plumpen läßt.

Die Aermſte bringt ſchwer atmend ihre fünf Sinne mühſam in die richtige Reihenfolge, während die friſierte Kuh ſich ſtillſchweigend in den Nebenverſchlag zurückzieht.

Ueber ein kleines ertönt ein befremdliches Quietſchen und Raſſeln, und die beherzte Kuh ſchleift ein widerſpenſtiges, roſtſchwärendes, zerſchundenes Blech-Ungetüm hinter ſich her in den Salon.

Dieſes zerbeulte Ungetüm, vor dem man Furcht haben könnte, iſt nichts weniger als der in den Auslagen und auf dem Ladenſchild bombaſtiſch angeprieſene, mehrfach mit goldenen Medaillen gekrönte Heißluft-Trockenapparat „Perpler".

Digitized by Google

Es iſt aber bloß ein liebevoll auf den Glanz hergerichteter Kanonenofen.

Ueber dieſes Monſtrum werden die Haare gebreitet. In dem Apparat beginnt ein Zephir zu ſäuſeln, das Säuſeln geht über in das Röcheln eines Fieberkranken, das Röcheln artet aus zum Bullern eines losgelaſſenen Kraftwagens, um ſchließlich Töne erdröhnen zu laſſen, wie ſie nur mißgelaunten Nebelhörnern zu gelingen pflegen.

Die blonde Dame iſt völlig ſich ſelbſt überlaſſen.

Die Kuh hat ihr Hals über Kopf ein zerfranſtes Exemplar der „Gartenlaube" Jahrgang 1896 in die Finger gedrückt und iſt ſang- und klanglos in das Nebengemach verſchwunden, wo ſie ſich mit beiſpielloſer Ernſthaftigkeit dem Laſter des Naſenbohrens in die Arme wirft.

Unterdeſſen dröhnt ununterbrochen die Poſaune des jüngſten Gerichtes. — — — —

Die Dame hat längſt alle Hoffnung auf eine Wiederkehr des gemeingefährlichen Weibes begraben, da tritt dieſes unerwartet auf die Bildfläche und ſtellt, ſchwapp, den qualvollen Mechanismus ab ... und zerrt den blechernen Lindwurm zurück in ſeine Höhle.

„Na, Fräulein," ſucht es, wiedereintretend, die blonde Dame zu tröſten, „nun ham wir's bald überſtanden."

Die Dame iſt zu ſchwach zum Denken, die Worte gleiten an ihrem Faſſungsvermögen ab, und willenlos läßt ſie geſchehen, was die Friſeuſe ihrem Haare antut.

Digitized by Google

Das keineswegs trockene, gänzlich ineinander verfilzte Haarwerk wird ausgekämmt. — Das zieht und zaust und zupft, daß der Patientin das helle Waſſer aus den Augen ſchießt.

Plötzlich, rupps, bricht der Friſeuſe der Kamm.

Mit einem ſchwachen Aufſchrei faßt die mißhandelte Blondine mit beiden Händen nach ihrem Kopf.

Die Friſeuſe bemerkt bei dieſer Gelegenheit mit ſpitzigem Blick einen Goldreif an dem rechten Ringfinger der Dame. Sie vergißt anläßlich der überraſchenden Entdeckung, ſich zu entſchuldigen, und ruft:

„Ach, gnä Fräulein ſind verheiratet?"

„Ja, gewiß," erwidert die zermürbte Dame nebenhin.

Im Nu erwacht der neugierbeflügelte Geſprächstrieb der Friſierkuh:

„Aber gnä Frau ſind noch nicht lange verheiratet?"

„Doch. Schon das fünfte Jahr."

„Nein . . .," entringt es ſich der Friſeuſe wie aus dem Traum, „nein, wie die Zeit vergeht . . ."

Die junge Frau hat indes nicht recht Luſt, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, ſie pflichtet ſeeliſch zermatſcht und phyſiſch zerſchunden der Kuh in allem bei.

Das macht ſich dieſe klug zunutze:

„Ach, da müſſen wir Sie aber recht fein machen — für den Herrn Gemahl! — Wollen Sie nicht mal eine

Digitized by Google

neue Frisur probieren? — Vielleicht so eine mit Einsteckkämmen? Und mit recht aparten Simpelfransen?"

„Ja, aber ich hab doch keine Kämme bei mir — —"

„Oh, ich hab hier sehr schöne. Ich habe ganz wundervolle Sachen da. Die werden Ihnen ganz ausgezeichnet stehen!"

Und sie schleppt einen verstaubten Kasten herzu und kramt daraus Dinge hervor von gotteslästerlicher Geschmacklosigkeit: Ein Diadem aus honiggelbem Zelluloid, Kämme in Gestalt einer Lyra, einer Tulpe und eines Edelweiß, Einsteck-Nadeln aus Horn mit dem naturgetreuen Bildnis Hindenburgs, imitierte Schildpatt-Agraffen mit blitzenden Diamanten.

Glanzlosen Auges — wie ein ausgestopftes Tier — betrachtet das „Fräulein" all die Herrlichkeiten.

Binnen kurzem ist der gesamte Segen verstaut, das prachtvoll blonde Haar wüst verschandelnd.

Sodann streicht die Frisierkuh eitel prüfend über das Werk ihrer Hände und reicht erfolgbewußt einen Handspiegel hin, auf daß die Rückfront des beträchtlichen Gebäudes nach Gebühr gewürdigt werde.

Die junge Frau bezeugt geringes Interesse; sie nickt matt zustimmend und erhebt sich kleinmütig. Der Steißknochen schmerzt.

Sie setzt ihren Hut auf den sinnverwirrenden Haarspangenkomplex und bereitet sich zum Gehen.

Digitized by Google

Aber der Hut, der seltsamen Basis ungewohnt, hat keinen festen Fuß gefaßt. Die Hutnadeln sind in die Irre gegangen.

Der Hut flattert zu Boden.

Tränen in den Augen, packt ihn die Dame und wendet sich zur Tür.

Die Rechnung macht sechsundzwanzig Mark dreißig Pfennige.

Die junge Frau bezahlt melancholisch, leert ihre Börse bis auf den Grund — — ein schäbiger Groschen für die Straßenbahn bleibt als Rest.

Nun hebt sich die Unglückliche von dannen.

„Auf Wiedersehen, Fräulein," schallt es ihr nach.

*

Digitized by Google

Das goldene sächsische Herz

Die Wintergartenstraße hinauf schlendern zwei Männer. Sie wollen anscheinend nach dem Hauptbahnhofe: Rucksäcke auf dem Buckel, Bergstöcke in den Händen.

Der eine schält eine Apfelsine und läßt die Schalen auf den Pfahlbürgersteig fallen.

Vor einem Zigarrengeschäft bleiben sie stehen.

Der eine geht hinein, der andere verzehrt draußen schmatzend seine Apfelsine. Die Kerne spuckt er vor sich hin.

Kommt ein kleines Mädel angebuffelt, glitscht auf einem Kerne aus und purzelt längelang hin. Und bläkt!

Der Mann, den Mund voll Apfelsine, spricht gerührt: „Fall nich, Gleene!!"

*

Digitized by Google

Die Pleiße

Die Pleiße entſpringt glaub ich im Vogtlande, fließt peu à peu durch Sachſen und kann zur guten Letzt nicht umhin, irgendwo zu münden.

Aus unbekannten Gründen liegt die Großſtadt Leipzig an der Pleiße. Eine Großſtadt kann ſich das leiſten.

Die Pleiße bildet einen beliebten Aufenthaltsort der Leipziger. Sobald es warm wird — im April —, pilgern Vater, Mutter, Kind und Kegel an die Pleiße und freuen ſich daſelbſt ihres ſogenannten Lebens. Der Vater unter Zuhilfenahme einer Ziehharmonika, die Mutter mit der Picknickrolle. In der Picknickrolle ſind die Bemmchen. Auf den Bemmchen iſt guter-deutſcher-alter Käſe.

Auf der Pleiße erwartet die Ausflügler ein grundehrlicher Stechkahn, auf dem gegen ein gewiſſes Entgelt von einem eigens dazu abgerichteten Weſen flußaufwärts gefahren wird.

Dieſe Stechkähne ſind ein Racheakt. Sie ſtammen aus der Zeit, wo die Ruſſen in Leipzig gehauſt haben. Anno 13, als der große Wind wehte.

Sie ſind zum Berſten angefüllt, die Stechkähne —

Digitized by Google

— zwei Personen mehr, und sie versinken auf Nimmerwiedersehen.

Sechs Familien gehen in einen einzigen, und alles ist in animierter Stimmung: Die Väter musizieren, die jungen Frauenzimmer verhehlen nicht, daß sie der Meinung sind, Knutschenlassen sei keine Sünde, die Mütter erziehen unablässig die lieben Kleinen und kreischen, so oft eine große Woge angerollt kommt, und die lieben Kleinen selbst reißen die Augen auf über die Märchenpracht des Flusses.

Das Stechkahn-Geschöpf befördert den Kahn bis zu einem höchst malerischen Restorang, das — Ehrenwort — den Namen „Wassergott" trägt.

Der „Wassergott" ist eine der sehenswürdigsten Leipziger Sehenswürdigkeiten.

Er ist auf geteerten Pfählen in die reißende Pleiße hinein gebaut und steht „direkt" im Wasser.

Man hält es nicht für möglich — — aber er steht tatsächlich direkt im Wasser.

Das kühne Hirn eines verwegenen Ingenieurs und die adlergleiche Phantasie eines Restoratöhrs haben in rühmlicher Gemeinschaft ein wahres Meisterwerk modernen Fortschritts in den Fluß gezaubert.

Venedig ist ein Schmarren dagegen.

Die echt sächsischen Mücken und der nicht minder

Digitized by Google

zudringliche Geruch des Waſſers erhöhen den wildromantiſchen Reiz des „Waſſergottes“ um hundert Prozent.

Wer's drauf ankommen laſſen will, der kann auch zu Fuß an den „Waſſergott“ gelangen.

Eine Fähre ſetzt die proſaiſchen Fußgänger nach dem „Waſſergott“ über.

Der Fluß iſt an dieſer Stelle 3,60 m breit.

Die Fähre ſelbſt mißt reichlich 3 m.

Wenn alles gut geht, dauert die Ueberfahrt eine halbe Stunde.

Eine Tafel weiſt diejenigen, welche die Fähre nicht bemerken, auf das großſtädtiſche Unternehmen hin:

— Ueberfahrt umſonſt unſicher! —

Es ſoll eigentlich heißen: „Ueberfahrt umſonſt und ſicher“. Aber in Sachſen ſpricht man das „und“ wie „un“ aus. Daher die falſche Behauptung. Die Ueberfahrt iſt nämlich garnicht unſicher. Sie iſt im Gegenteil todſicher. Ich wüßte nicht, was ſicherer wäre. Die Pleiße denkt garnicht daran, Arges im Schilde zu führen; ſie iſt ja ſelbſt aus Sachſen!

Um jedoch die Flußfahrt zu einer nervenkitzelnden Senſation zu geſtalten, hat die G. m. b. H., welche den Fluß betreibt, in weiſer Erkennung der Sachlage ein Wehr angebracht, das unweit des „Waſſergottes“ einen heilloſen Radau vollführt.

Jene Ausflügler, die es nicht über ſich gewinnen, den

Digitized by Google

teuren Leib dem naſſen Elemente anzuvertrauen, ſtehen ſtundenlang an dem Wehr und fühlen ſich insgeheim an den Niagara verſetzt.

Der Niagarafall macht vielleicht mehr Weſens von ſich, aber das Stauwerk der Pleiße iſt auch nicht von Pappe. —

Ueber die Pleiße führen etliche Brücken. Dicht gedrängt ſtehen darauf die Kinder der Vororte Connewitz und Schleußig und ſpucken in die Kähne hinunter.

Sie tun dies aus der Erwägung heraus, daß die Menſchen in den Kähnen nicht herauf können und ſie verdreſchen.

Es bewegen ſich auch Badewannen auf der Pleiße.

Die Inſaſſen der Badewannen — meiſt feudal gekleidete Elegants, die ihre Damen ſpazieren rudern — zu treffen, iſt weitaus ſchwieriger, und nur den Vorgeſchrittenen unter der Kindermeute glückt es, den jeweiligen Damen auf den Kopf zu ſpucken.

Der Vollſtändigkeit halber ſei hinzugefügt, daß geräumige Bottiche und Waſchkübel gegen mäßige Gebühr an die Leipziger hingeliehen werden.

Des Abends entwickelt ſich ein ebenſo reizvolles wie tumultuariſches Treiben auf dem Fluſſe: Bunte Lampions werden in Wannen und Kübeln angezündet, und die aktuellſten Volkslieder erſchallen.

Hie und da kippt ein Gefäß um oder prallt mit einem

Digitized by Google

anderen zusammen. Dann stockt zuweilen der Verkehr, aber dies tut der vergnügten Stimmung keinen Abbruch. Im Gegenteil! —

Es heißt immer, das Wasser habe keine Balken.

Dieser Satz trifft auf die Pleiße durchaus nicht zu. Die Pleiße hat der Balken mehr als genug. Ich sagte es schon: Die Brücken.

Die G. m. b. H., welche den Fluß betreibt, hat — zum Schutze des Publikums — die Holzpfeiler der Brücken mit Sprungfeder-Matratzen umpolstern lassen. Aber bei dem lebhaften Temperament der Leipziger ist es nicht verwunderlich, wenn mancher sich eine Brausche oder ein grünes Auge holt.

Am besten sind die daran, die im „Wassergott" sitzen und ein gutes Glas Bier genehmigen.

Es geht nichts über ein gutes Glas Bier.

*

Digitized by Google

Sachſen

Frau Fuchs: „Alſo uff Gas, da mach ich Ihn dn ſcheenſden Braden.“

Frau Teichmann: „Wenns weider niſchd is. Mir baggen Guchen uff Schbiridus!“

Frau Fuchs: „Was Sie nich ſagen! Awwer gloom Se, Schbiridus wär niſchd fer uns. Ae Kasgocher is handhablicher.“

Frau Pappert: „Genn Sie Schreederſch?“

Frau Krumbiegel: „Allemah!“

Frau Pappert: „Was den ihre Jingſde is, ſehn Se, nu ſidzd ſe da, das dumme Luder.“

Frau Krumbiegel: „Ach, Frau Babberd, wiſſen Se, gloom Se, mir duhd ſe leid, das arme Dierchen. Geen Vader, geene Mudder, geene Ginder.“

Frau Pappert: „Un geen eenzjen Mann!“

Frau Ziergiebel: „Mußde denn jedesmas ledzde Word hamm?“

Fräulein Ziergiebel: „Ich gann doch nich riechen, daß de niſchd mehr ſagen willſd!“

Digitized by Google

Ein 65jähriger Bäckermeiſter im Barbierladen: „Heide arbeeds widder mah in meim Arme wie in em Bergwerg. Is das e Miſdgefiehl! — Wie in em Bergwerg. So e Miſdgefiehl. — Neilich war ich ſchon deſderwejen im Damfbad. Ich gonndes gaum aushalden, ſo heeß warſch. Aber das is mir ganz eega. Du Sdiggchen Froſd, dich griech ich ſchon, warde, du ſollſd Oogen machen, habj mr gedachd."

Die Leipziger Studentenſchaft veranſtaltet ein großes Feſt. Mit Umzug und Täterätäh.

Ich ſtehe mitten im Gedränge und warte, eine Zigarette zwiſchen den Zähnen, auf das Nahen des Feſtzuges.

Hinter mir ſtehen zwei Weibsperſonen.

Die erſte: „Das geheerd ſich awwer nich, hier zu roochen. Wie leichd gann da was baſſiern!"

Die zweite: „Na åhm. — Wie damals bein Schidzenfeſde. Wo das Freilein brannde. Wie enne Feierſeile."

Die erſte: „Das is awwer ooch enne Dummheed, ſich vorher s Gleed mit Benzin ze waſchen."

Die zweite: „Ach an der lags nich. Die hadde ſichs Gleed ooch bloß reenijen laſſen. Awwer anſchdadd daß da eener von den Herrn hingeloofen wäre un häddr de Regge rundergerubbt — nee, geene Bohne, da ham ſe Schamgefiehl!"

Die erſte: „Awwer uffm Masgenballe, da loofen ſe

rum wie die Schweine — halb naggj. Da iſſes geene Schamverledzung."

„Nu wie geehds denn, wemmer fragn darf?"

„Nu ich dangge, s geehd!"

„So, nada geehd jes."

„Ich dängge Ihr wolld heide nach Abnaundorf?"

„Wolln mir ooch!"

„Bei dähn Wäddr?"

„Frailich. Erſchd rächd!"

„Na, heere, das dähdj mr iwwerleejn — s machd sj driewe — mir griejn heide noch dn ſcheenſdn Rääjn — s gläärd sj uff zum Wollgnbruch!"

„Ganz eega — mir hamms uns eemal vorgenomm, unda bleibds drbei. Bei ſcheen Wäddr enn Ausflug machn, das gann jeder — awwer bei Rääjn — das is enne Gunſd: Das gann nich e jeeds! Nu erſchd rächd! Uun wenns noch ſo ſehre dreeſchd — ganz eega — mir machn nach Abnaundorf!"

*

Der Beſuch

Es iſt an einem Freitag, mittags ein Uhr.

Reimanns haben geſpeiſt. — Herr Reimann hat ſich ein Kiſſen aufs Fenſterbrett gelegt und ſieht zum Fenſter hinaus. — Frau Reimann ſteht am Tiſch und dreht eine Zigarette.

Da klingelt's.

? ?

Frau Reimann geht öffnen.

Ein Herr ſteht draußen, lüftet eine Melone und ſagt: „Ich möchte gern Herrn Reimann ſprechen."

„Bedaure, mein Mann iſt ausgegangen."

„Wann kommt er wohl zurück, wenn ich fragen darf . . ."

„Um vier Uhr."

„Da werde ich ſo lange warten."

„Das dürfte wenig Zweck haben; denn mein Mann iſt krank und muß das Bett hüten."

„Ach, das tut mir aber leid. — Kann ich ihn nicht auf einen Augenblick ſprechen?"

„Schwerlich. — Er liegt in der Privatklinik von Dr. Runka."

Digitized by Google

„In welcher Straße ist die bitte?"

„Die ist Freitags geschlossen. — Uebrigens verreist mein Mann heute noch."

„Würden Sie mir mitteilen, wohin? — Ich muß Herrn Reimann unbedingt sprechen."

„Ja. Nach Australien."

„Darf ich um seine Adresse bitten? Damit ich ihm wenigstens schreiben kann . . ."

„Adresse? — Die weiß er selbst noch nicht."

„Hm. — Wie lange gedenkt denn Herr Reimann in Australien zu bleiben?"

„Bis an sein Lebensende. Er hat Europa satt. Aus gewissen Gründen. Wegen gewisser Leute."

„Ach. Das ist aber schade."

„Ja?"

„Ich hätte ihn gar zu gern noch einmal gesprochen."

„Das wird kaum angehen."

„Hm. Ja. Na, da kann alles nichts helfen, da muß ich eben wieder gehen."

„Ja. Das wird das beste sein."

„Haben Sie vielen Dank für Ihre freundliche Auskunft!"

„O bitteschön."

„Und bestellen Sie meine ergebensten Grüße . . ."

„Mit wem habe ich die Ehre?"

Digitized by Google

„Mein Name ist Grundeis. Ich bin Generalagent der Teitania-Versicherungs-Gesellschaft."

„Danke."

„Guten Tag."

„Guten Tag, Herr Grundeis." — —

Der Generalagent entfernt sich.

Wenn er Obacht gibt, kann er den Australienreisenden Reimann im Fenster lehnen sehen, wie er sich gerade eine miserabel gedrehte Zigarette anzündet.

*

Digitized by Google

Der Ernst des Lebens

Das Lotterie-Los

Güldenpfennigs spielen seit Jahr und Tag in der Lotterie.

Sie täten zu gern einmal etwas gewinnen. Sie könnten's gebrauchen.

Aber sie gewinnen garnichts. Garnichts. Nicht einmal mit dem Einsatz kommen sie heraus.

Und eine Menge Geld verschlingt das Lotterie-Spielen!

Was man dafür alles hätte kaufen können!!

Das scheene Geld . . .

Güldenpfennigs hören eines Tags auf, in der Lotterie zu spielen. Schluß damit.

Güldenpfennigs spielten Los Nr. 700951.

— —

Bei der nächsten Ziehung erwischt der Fleischermeister Gretschel — der's weißgott nicht nötig hat — 20000 Mk. Auf die Nummer 700951.

— —

Der Ernst des Lebens!

*

Digitized by Google

Das Butterbrot

Ein kleiner Stöpsel, vier Jahre alt und drei Käse hoch, tummelt sich im Garten.

Blau ist der Tag, grün ist der Garten, hungrig der Stöpsel.

Rechtzeitig naht die Mutter, ein Butterbrot in der Hand.

Der Stöpsel erkennt von weitem, daß das Butterbrot ein „Honig-Butter-Brot" ist. Eine Schicht Butter und darauf eine Schicht Honig. Dick Butter und dünn Honig.

Honigbutterbrote gibt es nur selten. Viel zu selten. Bei festlichen Gelegenheiten. Zum Beispiel heute, wo die große Schwester Geburtstag hat.

Von Honigbutterbroten nährt sich nur der König. Und auch der nicht immer. Höchstens Sonntags. Wenn die Königin gute Laune hat.

Der Stöpsel ampelt mit quellenden Augen auf die Mutter zu, beide Händchen begehrlich ausgestreckt nach dem Brote.

Die Mutter übergibt es.

Digitized by Google

Der Stöpsel will es fest anpacken — — pitsch, liegt es im Dreck, das klebrige Antlitz nach unten.

— —

Der Ernst des Lebens bewirkt, daß alle Brötchen, die einige Bedeutung haben, in den Dreck fallen und zwar „verkehrt herum".

*

Digitized by Google

Das Taschentuch

Ich wache in der Nacht auf und suche im Finstern ein Taschentuch.

Es steckt in der Hosentasche.

Entweder in der linken — oder in der rechten.

Ich weiß genau: Wenn ich in die linke Tasche greife, steckt es in der rechten. Wenn ich in die rechte Tasche greife, steckt es in der linken.

Da ich das Taschentuch in der rechten Tasche vermute, so greife ich in die linke; denn es steckt regelmäßig in der andern Tasche, das heißt in der, in die man nicht greift. Vermute ich also das Taschentuch in der rechten Tasche, so brauche ich bloß in die linke zu greifen, um es zu haben.

Aber der Himmel mag wissen, wie das zugeht: Ob man in die linke Tasche greift, wenn man das Taschentuch in der rechten vermutet, oder ob man in die linke Tasche greift, wenn man es in der linken vermutet — — es ist stets und ausnahmslos in der andern Tasche. Das Taschentuch steckt stets in jener Tasche, in die man nicht gegriffen hat.

Digitized by Google

So führt einen der Ernſt des Lebens an der Naſe, der Schelm.

*

Digitized by Google

Das Sonntagswetter

Der Flottenbund deutscher Frauen hat ein Sommerfest vor. Mit Feuerwerk.

Ich persönlich würde, wenn ich schon Geld verpulvere, das Geld anderweitig und sinnvoller verpulvern — — aber laßt den deutschen Frauen ihr Vergnügen, mögen sie ihr Feuerwerk abbrennen.

Zu einem Sommerfest ist schönes Wetter erforderlich.

Unbedingt.

Stattfinden soll das Fest: Sonntag, den 17. Juli. Oder, wie es in den Inseraten so schön heißt: Am Sonntag, den 17. Juli.

Den 16. Juli regnet es wie nicht gescheit.

Die Nacht zum 17. Juli regnet es nicht minder.

Am 17. Juli stehen Inserate in den Tagesblättern: Das Fest des Flottenbundes deutscher Frauen sei der ungünstigen Witterung halber auf kommenden Sonntag verschoben.

Das war unklug gehandelt.

Denn am 17. Juli hörte der Regen gegen Vormittag auf, und es entwickelte sich ein beneidenswert herrlicher

Digitized by Google

Nachmittag. Vollends der Abend war schön warm und trocken.

Am 24. Juli dagegen goß es in Strömen. Dem Flottenbund deutscher Frauen zum Hohne.

Und das Fest mußte ein zweites Mal verschoben werden.

So etwas verdrießt.

— — —

Wer steckt dahinter?

Der Otto Ernst des Lebens!

*

Digitized by Google

Die Elektrische

7^{10} fährt mein Zug.

Es ist 6^{30}, ich hab's verschlafen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich den Zug verpasse.

Unter Umständen kann ich ihn noch erreichen.

Die Straßenbahn ist meine einzige Rettung. In fünfzehn Minuten bringt sie mich an den Bahnhof.

Dreiviertel sieben Uhr stehe ich auf der Straße und bin unschlüssig. Am liebsten kehrte ich wieder um und legte mich ins Bett und verzichtete auf die Fortführung meiner Existenz.

7^{10} fährt der Zug.

Wenn ich eine Elektrische erwische, könnte ich vielleicht noch zurechtkommen.

Eine wilde Energie erfüllt mich — — ich stürze nach der nächsten Straße, wo die Elektrische fährt.

Gerade rattert sie davon.

Es ist keine Aussicht, sie einzuholen. —

Die nächste kommt in fünf Minuten.

Die nützt mir nichts mehr, die nächste. Garnichts.

— — Aber, wie der Mensch ist, ich warte trotzdem auf die nächste Elektrische.

Digitized by Google

Eine Minute.

Eine Minute iſt lang. —

Zwei Minuten. —

Ich nehme die Uhr in die Hand und verfolge den Sekundenzeiger. Das Vieſt. — —

Fünf Minuten.

Keine Elektriſche.

Die fällige Elektriſche denkt nicht dran, zu kommen.

Unterwegs iſt irgend etwas „los".

Die Elektriſche kommt nicht.

Der Ernſt des Lebens dreht mir eine lange Naſe.

— — —

So iſt es ſtets in meinem Leben geweſen: Diejenigen Elektriſchen, die ich brauchte, auf die ich angewieſen war, — die fuhren mir gerade vor der Naſe davon. Oder es kam überhaupt keine.

Der Ernſt des Lebens iſt es, der das macht.

*

Digitized by Google

Regen

Schlag fünf Uhr früh muß ich in der Kaserne sein.

Von unserer Behausung bis zur Kaserne, das ist ein Weg von zwei Stunden, gut und gerne.

Wir halten im Herbst, und um drei Uhr in der Morgenfrühe ist es noch stockfinster.

— Halb drei hebe ich mich aus den Federn; denn spätestens um drei muß ich abmarschieren.

Die Elektrische fährt noch nicht.

Ich bin Punkt drei auf der Straße. Es regnet.

— Schlag fünf muß ich in der Kaserne sein.

Ich schreite rüstig aus. Meine Stiefel pumpern durch die dunkle Straße.

Es regnet, es regnet.

Ich bin noch hundsmüde und traumduselig.

Und es regnet.

Ich laufe rascher, als nötig ist.

Weil es regnet.

Ich gerate in Schweiß.

Der Regen rinnt.

— — Es schlägt vier Uhr. Es schlägt von vielen Türmen und von einer Bürgerschule.

Digitized by Google

In meiner verbohrten Traumlaune bin ich eine runde Stunde lang durch den Regen getrabt.

Ich ſchwitze. Mein Hemd iſt pitſchnaß.

Der Regen klatſcht. Ich bin durchweicht bis aufs Hemd.

Das Hemd iſt naß von innen wie von außen.

Ich trabe weiter durch den Regen, trapp, trapp, trapp.

Der Regen klitſcht, klitſch klatſch.

Ich bin in einem gänzlich verblödeten Zuſtand, und es läßt mich kalt, daß ſich der Himmel allmählich aufhellt.

Gegen fünf Uhr läßt der Regen nach.

Es „nieſelt" nur noch, wie man in Sachſen ſagt.

Der Regen wird mehr und mehr weniger und weniger.

Schlag fünf bin ich in der Kaſerne.

In dieſem Augenblicke — in dem Augenblicke, wo ich die Kaſerne betrete, wo ich mich Schäfchen ins Trockene gebracht habe, wo ich ein Dach überm Kopfe habe — — in dieſem Augenblicke hört der Regen auf.

Wie abgeſtellt. — Die Sonne bricht hervor. — Der Tag wird ſchön. — Es regnet nicht wieder, den ganzen Tag nicht. — Nur früh von drei bis fünf hat es gießen müſſen. — Solange ich unterwegs war.

— — — Mit ſolchen Mitteln arbeitet der Ernſt des Lebens.

*

Digitized by Google

Die Ladentür

Für Kurt Wolff

Ich muß beim Kaufmann etwas beſorgen.

Seit die geehrte Kaufmannswelt ihre Läden der „Neuzeit entſprechend" umbauen und mit großen Glasſchaufenſtern hat verſehen laſſen, ſtößt man allenthalben auf Ladentüren, die immer anders aufgehen, als man denkt.

Meiſt ſteht ein kleines Schild an der Tür „Drücken" — oder „Ziehen". Man zieht aber inſtinktiv, wo man hätte drücken ſollen, und drückt, wo gezogen werden muß.

Wären keine Schilder da, ginge es genau ſo gut.

Die Schilder führen einen bloß irre.

Es ſollte einheitliche Schilder geben: da, wo gedrückt werden muß. — Türen, die zum Ziehen ſind, dürften keine Schilder haben. Damit man, wenn ein Schild angebracht iſt, von vornherein weiß: „Aha, drücken!"

... Verwechſlungen würden trotzdem vorkommen.

Während mir dieſes alles durch den Kopf ſchoß, nahm ich die Klinke in die Hand und wollte die Tür aufziehen. — Ein Schild war nicht dran.

Digitized by Google

Im letzten Augenblicke durchzuckt es mich: Ha! Dies iſt eine von jenen Türen, die allemal anders aufgehen, als man denkt!

Ich drücke infolgedeſſen.

— — Das war ſelbſtverſtändlich auch falſch. Einer Tür, die allemal anders aufgeht, kommt man nicht bei.

Die Tür mußte — ausnahmsweiſe — gezogen werden.

Hätte ich gezogen, wäre ſie ſicherlich zum Drücken geweſen.

Es iſt verwickelt — mit den Türen.

Drückt man, iſt es falſch. — Zieht man, iſt es falſch.

— — —

Ich habe mir folgende Methode zurechtgelegt, an deren Hand ich mit den Türen verfahre:

Ich drücke, wenn ich annehme, es muß gezogen werden, und ich drücke, wenn ich annehme, es muß gedrückt werden.

Dieſe Methode hat das Großartige für ſich, daß man in Glücksfällen die Tür tatſächlich aufdrücken kann.

Wenn man nämlich ſich ſagt: „Wenn du ziehſt, iſt es falſch!“, ſo drückt man, um es richtig zu machen; was aber falſch iſt, indem die Tür gewißlich zum Ziehen iſt. Wenn man ſich dagegen ſagt: „Wenn du drückſt, ſo iſt es falſch!“, und man drückt wirklich — eben, weil man weiß, es iſt falſch —, ſo

Digitized by Google

kann man, wenn es falsch war, sich loben und damit trösten, daß man es im voraus gewußt hat.

Es kommt auch vor, daß ich drücke, wenn ich mir sage: „Wenn Du ziehst, ist es richtig!" — ich drücke in solchen Fällen aus dem Bestreben heraus, das, was mich zum Narren halten will, meinerseits zu verulken. Mitunter handele ich von allem Anfang an im Gegensatz zu meiner ursprünglichen Absicht — ich ziehe also, wenn ich drücken wollte — und ändere dieses Vorhaben — das Ziehen — in der allerletzten Sekunde ins Gegenteil, das heißt in den Ursprung — und drücke. Aber damit trifft man auch nicht den Nagel auf den Kopf.

Hinter das Geheimnis der „verkehrt herum" aufgehenden Ladentür zu kommen, ist platterdings unmöglich.

Am schlauesten fährt man, wie gesagt, wenn man konsequent drückt, ob nun die Tür zum Ziehen ist oder zum Drücken.

— — —

Erfinder dieser Ladentüren ist der Ernst des Lebens.

Er verschmäht kein Mittel, uns vor Augen zu führen, wie wenig wir ihm gewachsen sind.

*

Digitized by Google

Szene

„Sie heißen?"

Reimann.

„Vorname?"

Hans.

„Beruf?"

Schriftsteller.

„So. Hm. Ja, das ist doch ein ganz bekannter Name . . . „Hans Reimann" — — —"

(Ich erröte ein wenig.)

„. . . den Namen kenne ich doch! So heißt doch ein ganz berühmter Sänger, oder war's ein Schauspieler? Ja natürlich: Hans . . . ach, das verwechsle ich mit Fritz Reuter! Das ist der Berliner Komiker — — —"

*

Digitized by Google

Bettelmuſikant

Für Walter Diedering

Franz Xaver Queck — Genießer, Halbweltweiſer, Anti-Bourgeois und Primgeiger — war abgebrannt. Abgebrannt wie noch nie.

Keinen roten Heller in den Taſchen, keinen Zipfel Schlackwurſt im Wäſcheſchrank, keinen anpumpbaren Menſchen bei der Hand.

O bittres Los!

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, wenn man im Dalles ſitzt.

Aber ein Franz Xaver Queck tut Folgendes, wenn er kein Geld nicht hat:

Er packt — es iſt ein Sonntag und ein frühlinglicher obendrein — packt ſeine heißgeliebte Fiedel in den Sarg, ſchiebt ſie unter den Arm, drückt den breitrandigſten aller Kalabreſer in die Stirn und zieht in die Vorſtadt hinaus.

Da ſteht ein Gaſthaus, und in dieſem Gaſthauſe ſitzen Tiſch an Tiſch und Speckbauch an Speckbauch die wackeren Bürgersleute — Mann und Weib und Weib und Mann — und trinken ihren Topf Bier und laſ-

Digitized by Google

sen in wohl abgewogenen Intervallen ein Gesprächlein streichen.

In solches Gasthaus begibt sich unverweilt Franz Xaver benebst seiner Geige. Stellt sich mitten unter die Speckbäuche und legt los.

Wißt ihr, daß Franz Xaver ein Künstler ist, ein Künstler ist von Gottes Gnaden?

Der seine Violine schluchzen lassen kann und jauchzen, tirilieren und klagen? Und der die Herzen weich wie Watte macht und anfüllt mit Inbrunst und mit himmlischer Glückseligkeit?

Heut wartet er mit einem abgefeimten Doppel-Monstre-Bierphilister-Sonntags-Nachmittags-Programm auf:

Vom „Seemannslos" und dem „Vergißnichtmein" über Lehar und Puccini zu „Puppchen" und dem ewigschönen „Walzertraum".

Franz Xaver schürzt beim Spielen nicht etwa höhnisch die Lippen — — o nein: es geht ums Geldverdienen!

Er fiedelt sich das wider seinen Willen in das Ohr gedrungene Zeug mit Leidenschaftlichkeit vom Leibe, als gälte es geweihte Kunst.

Er mutet all die gottverlaßnen Weisen seinem Instrumente das allererste Mal zu und putzt sie, ohne seine Seele zu gefährden, mit technischen Alfanzereien in der bizarrsten Weise auf.

Digitized by Google

Beim „Puppchen“ angelangt und „Walzertraum“ hat er Zweck und Absicht seines Auftretens längst vergessen und ist so tief in den Bann, rhythmisch und kontrapunktisch Dürftiges umzugestalten und in edler Verjüngung aufsprießen zu lassen, verstrickt, daß er sich selbst und alle Hörer hinwirbelt in überirdische Gefilde.

Franz Xaver musiziert, daß alle in allen neueren Operetten auftauchenden Englein lachen.

Und des Publikums Herzen nicht minder: ein Applaus erdonnert, daß sich die Balken biegen. Man klatscht mit den Schweißhänden und trampelt mit ebensolchen Füßen und kann sich kaum beruhigen.

Ach, auch des Spießers Seelchen hungert nach Musik!

— — — Franz Xaver gibt eine „Einlage“: „die Kubelik-Serenade“ von Ordla, einen Reißer, der nicht totzukriegen ist.

Der pompöse Abgang ist gesichert. Und Franz Xaver zieht — recht wie ein Bettelmusikant — mit dem breitkrempigen Hute in der Hand von Tisch zu Tisch, von Speckbauch zu Speckbauch und sammelt ein.

Dann schleicht er hinaus, schämt sich bitterlich und macht Kasse.

Annähernd sechsundzwanzig Mark!

Und jetzt? Jetzt schämt sich Franz Xaver nimmer, sondern winkt — als ein Baron von Queck — dem nächsten Auto, schwingt sich hinein und kutscht sorglos-

Digitized by Google

heiter und mit trunkenen Augen in den Stadtpark und über die Promenaden und durch die innere Stadt und wieder hinaus ins Vorortliche und zurück in die Stadt und kreuz und quer — — kutscht volle zwei Stunden als ein Baron von Queck umher und läßt sich zu guter Letzt vor seiner Haustür absetzen. Zahlt — als ordinärer Queck und nach Ueberredungsversuchen, die hart an die bestbezahlten Rechtsanwaltsleistungen streifen — zahlt bare fünfundzwanzig Em und gibt, es kommt ja nicht darauf an, den Rest als Trinkgeld hin.

Klemmt seinen Violinensarg unter den Arm, klettert hoch hinauf zu seiner Klause und überläßt sich völlig dem Gefühle, daß das Leben, im Grunde genommen, doch der Güter höchstes sei.

*

Digitized by Google

Richard mit den Taſchentüchern

Ich hab einen Bekannten, der heißt Richard. Seinen Familiennamen will ich verſchweigen. Diejenigen, die es angeht, werden ohnehin Beſcheid wiſſen.

Richard iſt Familienvater, ſolider, geſetzter Mann, Mitte der Dreißig, Kaufmann, Chriſt und Abſtinenzler —— und ſtiehlt! Wenn auch nahezu auf einwandfreiem, unanfechtbarem Wege.

Unlängſt, als er bei uns zu Gaſte war, fiel es mir auf, daß er bereits zum zweiten Male geſtand, kein Taſchentuch bei ſich zu haben.

Nun, kein Taſchentuch bei ſich zu haben, iſt peinlich. Peinlicher iſt, kein Taſchentuch bei ſich und den Schnupfen in ſich zu haben.

Richard bat mich, ihm ein Taſchentuch zu leihen, da er den Schnupfen habe.

Den hat er immer. Es iſt der ſogenannte kontinuierliche Stockſchnupfen.

Ich gab dem Aermſten ein ſauberes Taſchentuch und mich mit der Verſicherung zufrieden, daß ich es raſcheſtens gewaſchen und geplättet zurückerſtattet erhalten würde. —

Digitized by Google

Vorgestern fuhren wir gemeinsam auf der Elektrischen, Richard und ich.

„Höre mal," sprach er zu mir, „ich muß dich schon wieder mit meinem Schnupfen belästigen. Mein Taschentuch ist nämlich derart dreckig, daß ich es nicht herauszuziehen wage. Hast du etwa zufällig ein sauberes bei dir?"

Ich hatte zufällig ein sauberes bei mir und gab es hin. Dabei nahm ich mir vor, der Sache auf den Grund zu leuchten. Aller Wahrscheinlichkeit nach besaß der gute Richard überhaupt keine Taschentücher.

Im Laufe des gestrigen Tages suchte ich an Bekannten und Verwandten Richards auf, was mir irgend erreichbar war. Ich spielte Privatdetektiv und frönte, wenn ich so sagen darf, einer verborgenen kriminalistischen Ader.

Ich fragte herum und umher. Das Resultat: Richard lieh sich in gewissen Abständen ausnahmslos von allen Menschen, mit denen er in Berührung kam, Schnupftücher, um sie niemals zurückzuliefern. Kein einziger war verschont geblieben; alle hatten sie ihm mindestens ein Mal ein Schnupftuch verabfolgt, weil er gerade keins bei sich gehabt hatte.

Heute früh war ich bei Richards Frau. In meiner Eigenschaft als privater Privatdetektiv.

Sie wußte alles.

Digitized by Google

Es war ihr sichtlich unangenehm, daß ich ihren Gatten als Taschentuch-Marder entlarvt hatte, aber sie half sich äußerst geschickt aus der Verlegenheit, indem sie nichts beschönigte oder mit gewundenen Redensarten aus der Welt schaffen wollte, sondern indem sie einfach alles eingestand und mir Richards sämtliche Taschentücher vorzeigte.

Dadurch, daß sie mich in das Geheimnis einweihte und mich gleichsam zum Mitverschworenen machte, hoffte sie, mich in ihr Lager zu ziehen. Aber ich blieb standhaft.

Richard, kurz und gut, Richard nannte vier Dutzend Taschentücher sein eigen. Von diesen nahezu fünfzig Taschentüchern haben zwei Stück sein Monogramm, alle andern sind gemarbert. S. W., L., P. K., R. J., A., J. N. usw.

Lauter verschiedene Taschentücher: rot umränderte, blau gesäumte, gepunktete, gestreifte, spitzenbesetzte, handgestickte, seidene, brav-baumwollene, große, kleine, ganz kleine.

Ein Muster-Sortiment!

Aber die Sache ist nicht zum Lachen: Richard stiehlt systematisch seinen Bekannten die Taschentücher.

Ich möchte hiermit vor dem Menschen gewarnt haben.

*

Digitized by Google

Mit dem Hute in der Hand ...

Vor nicht zu langer Zeit kam eine frischfrommfröhliche Waldlichtluft-Bewegung auf, die ihr oberstes Ziel in die Hutlosigkeit gesetzt hatte.

In sengender Sonne, in pfeifendem Schneegestürme muß man ohne Hut gehen — barhäuptig, wie einen Gott geschaffen hat. Namentlich in beizender Sonnenglut.

Hätte Gottvater diese Mode vorausgeahnt, er hätte ganz gewißlich dem Adam einen Hut mit auf den Weg gegeben.

Als wir in Unterprima saßen, und einige Beherzte bereits Hüte zu tragen wagten, kam die Bewegung auf.

Einer, der den gleichen Schulweg zu wandeln hatte wie ich, schloß sich feurigen Herzens dem Idealverein der Hutlosen an und zog alltäglich mit dem Hute in der Hand — die Büchermappe unterm Arm — zur Schule und wieder zurück.

Als ich ihn eines Tages drum befragte, zu welchem Ende er den Hut in Händen trüge, anstatt ihn fein daheim zu lassen, ward ich einer Antwort nicht für würdig befunden.

Digitized by Google

Wir gingen künftig hübſch allein. Der Friſchfrommeingezwängte fühlte ſich geödet.

Ich dachte mir: Er wird wohl ſeinen Hut deshalb in Händen tragen, damit man offenkundig ſieht, er hat ihn nicht vergeſſen, ſondern ſetzt mit Vollbedacht das üble Ding nicht auf.

Eines Tages — ich ging wenige Schritte hinter dem Unbehuteten — kam ein Herr Lehrer uns entgegen.

Eiligſt ſetzte mein Ohnehut ſeinen Filz auf, zog ihn ſubmiſſeſt grüßend, führt' ihn auf den Kopf zurück und nahm ihn alſogleich wiederum herunter, um unbehutet wie zuvor des Wegs fürbaß zu ſchreiten.

Nun wußte ich, weshalb der Hut in Händen muß getragen werden. Weil man anſonſten ja den Hut nicht lüften kann zum Gruß.

*

Digitized by Google

Namen

In Rückſicht auf meine miſerabeln Nerven habe ich kein Telephon.

Will ich telephonieren, ſo gehe ich zu Herrn Lehmann (in Firma Ferdinand Schmutzler Nachfolger), der im Nachbarhauſe eine Feinkoſt-Handlung ... wie ſoll ich ſagen? ... betreibt.

Mein Freund Alexander Zimmer weiß, daß ich bei Lehmanns zu telephonieren pflege.

Neulich klingelt er an und bittet, mich an den Apparat zu holen.

Herr Lehmann ſchickt ein Schulmädel, das für ſein Geſchäft die Wege geht, in meine Wohnung.

Das Mädel — elf Jahre alt, lang, hager, ſtrohblond, über und über rot und gänzlich außer Atem — pruſtet:

„Eine Empfehlung von Herrn Lehm ... (ſich verbeſſernd:) von Herrn Lehm ... (es gelingt ihr nicht ..) und Se mechten gleich emal ans Telephon kommen. Herr Zimmermann is da!"

*

Digitized by Google

Das Mittagessen

Mein Schreibpapier war alle, und da ging ich in einen Laden und verlangte weißes Papier.

Die Frau, es war um die Mittagszeit, die Frau kam mit einem feuerroten Kopfe und wirtschaftete in allen möglichen Schubladen und Fächern herum.

Das Papier, das ich brauchte, war vorrätig, aber sie wußte nicht gleich, wo es stak.

Ich möchte mich einen Augenblick gedulden.

Ich geduldete mich.

Das Papier war nicht zu finden.

Die Frau suchte lange. Ihr Kopf wurde noch röter.

Da schrie plötzlich eine aufgeregte Stimme: „Mutter, 's brennt an!!"

Die Frau rannte fort wie närrisch und ließ mich stehen.

Ich wartete lange.

Ich sah mich in dem Laden um.

Ueber der Tür zur Stube hing ein Hausfegen:

Digitized by Google

„Koche allein und bleibe dabei,
Viele Köche verderben den Brei."

Die Frau kam nicht wieder.
Da ging ich.

*

Digitized by Google

Kulante Bedienung

Ich trete in eine Konditorei. —

„Sie wünschen?"

„Ich möchte ein paar Stück Kuchen."

„Der Herr sucht sich wohl selbst aus?"

Ich lasse meine Blicke schweifen über den ganzen Segen: „Ist das alles, was Sie da haben?"

„Ja, das ist alles!"

Der Kuchen sieht nicht verlockend aus.

„Das ist wohl von gestern?"

„Nein, das ist ganz frisch!"

„Das sieht aber aus wie von gestern!"

„Neinein, das ist ganz frisch. Aber wir haben noch Gebäck da von gestern, wenn Sie welches haben wollen. Ich laß es Ihnen holen."

„Nee, nich!"

„Aber Sie können gerne welches haben. Es ist noch genug da."

„Nee, danke!"

„Ich laß es Ihnen holen. In einer Sekunde ist es da!"

„Aber Fräulein, ich werde doch nicht . . ."

Digitized by Google

„Da ist doch weiter nichts dabei — — ich bin sofort wieder zurück, wenn Sie sich den Augenblick gedulden wollen . . ."

Sie stürzt davon.

Ich auch.

*

Digitized by Google

Im Fleiſcherladen

ſtehen eine Dame und ein Junge und warten. Der Junge iſt etwa neun Jahre alt, ſieht ärmlich und rüpelhaft aus.

Das Fleiſchermädchen iſt allein im Laden zum Bedienen und macht Beſtellungen fertig. Sie hackt, wägt ab und packt ein. Neben ihr ſteht ein Fleiſcherburſch mit einem Korbe und verſtaut das Eingepackte.

Endlich iſt das Fleiſchermädchen fertig mit dem Beſtellungen-Erledigen.

Der Junge: „E halbes Viertel Speck!"

Das Fleiſchermädchen: „Wart nur — erſt kommt die Dame dran."

Das Mädchen ſchreibt dem Fleiſcherburſchen etwas auf einen Zettel; — dann wendet es ſich zu der Dame und fragt, was gefällig iſt.

Ehe die Dame den Mund auftut, platzt der Junge dazwiſchen: „E halbes Viertel Speck!"

„Wart's nur ab", ſpricht das Fleiſchermädchen und wendet ſich wieder zu der Dame.

Der Junge ſagt leiſe vor ſich hin: „E halbes Viertel Speck. — — E halbes Viertel Speck. — — E halbes Viertel Speck. — — E halbes Viertel Speck . . . . ."

Digitized by Google

Die Dame kauft zwei Pfund Kalbskeule.

Das Fleischermädchen hat gewägt und wickelt das Fleisch ein.

Die Dame legt ein Zehnmarkstück auf die Ladentafel.

Der Junge sagt leise vor sich hin: „E halbes Viertel Speck. — — E halbes Viertel Speck. — — E halbes Viertel Speck .....

Das Fleischermädchen gibt auf die zehn Mark heraus und zählt das Geld laut auf.

Während die Dame das Geld zusammenstreicht, fragt das Fleischermädchen den Jungen: „Was wolltst du haben?"

Der Junge: „Ja, nu habjs vergessen!"

Der Junge guckt die Dame an, guckt das Fleischermädchen an.

Pause.

Der Junge will gehen.

Da sagt die Dame: „Ich will dir helfen: ein halbes Viertel Speck war's."

Der Junge strahlt: „Ach ja!"

Die Dame kann gehen.

*

Digitized by Google

Der Konflikt mit der Bahnwärtersehefrau

Altenbach ist ein Dorf bei Wurzen. Auf der Bahnstrecke Leipzig-Dresden.

Im Altenbacher Forste wachsen üppige Pilze: Rothäute und Braunhäute, Steinpilze und Graspilze.

Ich war auf der Pilzsuche gewesen und gedachte, von Altenbach aus mit der Bahn nach meinem geliebten Leipzig zurückzudampfen.

Der Haltepunkt Altenbach liegt an einem hohen Bahndamm.

Oben auf dem Damm fährt die Eisenbahn, unten liegt das Gebäude mit dem Fahrkartenschalter und den „Herren" und „Damen".

Ich löse eine Karte vierter Klasse nach Leipzig.

Kostet 45 Pfennige.

Die Bahnwärtersehefrau versieht den Dienst für ihren abwesenden Mann. Sie trägt am linken Oberarm eine Binde mit dem Aufdruck: Kgl. sächs. Eisenbahndienst.

Sie ist also eine Amtsperson.

Ich klettere mit meiner Fahrkarte und dem Sack

Digitized by Google

voller Pilze den Damm hinauf. Ich bin der einzige Fahrgast.

Vor mir liegen, durch eine Schranke gesperrt, die Geleise.

Auf dem ersten Paar fahren die Züge Leipzig-Dresden, auf dem zweiten die Züge Dresden-Leipzig.

Ich muß also hinüber.

Soll ich erst wieder zurück, den Damm hinunter, unter der Brücke hinweg und auf der anderen Seite den Damm hinaufkrauchen? — Nöh!

Ich öffne ohne viel Federlesens die Schranke, gehe quer über die Geleise und stelle mich jenseits der Schienen auf, um meinen Zug abzuwarten.

Ich sehe in die Richtung, aus welcher der Zug kommen muß, und denke nichts Arges.

Da schreit eine gehässige Stimme: „Das darf nicht stattfinden!"

Ich wende mich um.

Die Bahnwärtersehefrau ist mir nachgesetzt und hat mich apostrophiert.

„Das darf nicht stattfinden!" hat sie gesagt.

Nein? Darf nicht? Nicht stattfinden?

Ueber diesen Fall muß ich mich unbedingt mit ihr aussprechen.

Ich gehe zurück, wie ich gekommen bin, klettere also abermals über die Geleise.

Digitized by Google

Aber da gerät das Weib in die Wolle. Was mir einfiele, fragt sie mich, und ob ich Strafe zahlen möchte. „Das darf auf keinen Fall stattfinden!"

„Beste Frau," halte ich ihr entgegen, „erstens bin ich in Altenbach fremd, zweitens brauchen Sie sich nicht so geschwollen auszudrücken, und drittens will ich Ihnen folgendes mitteilen: Wenn ich die Geleise überschreite und dabei von einem Zuge getötet werde, so ist das meine Sache und nicht die Ihre. Das Verbot, die Geleise zu überschreiten, kann sich meines Erachtens auf niemand anders erstrecken als auf ortseingesessene Altenbacher, denen der Großstadtwind noch nicht um die Nase gepfiffen hat. Es soll Ihnen unbenommen bleiben, gegen mein Tun zu protestieren, aber seien Sie sich bitte darüber im klaren, daß ich Ihre Einmengung von Grund auf ablehne, sofern mich ein Unfall trifft. Mein Tod hat Sie nicht im mindesten zu scheren. Ihre Teilnahme verbitte ich mir; denn ich verfüge selbst über mich. Ich mache mit mir, was ich will, und behalte mir sogar ausdrücklich vor, mich von dem Zuge zermalmen zu lassen, um meinen Worten die entsprechende Beweiskraft zu verleihen."

Hier fuhr der Zug ein.

Ich stieg mit meinen Pilzen von der verkehrten Seite in den Zug — sehr zum Entsetzen der Bahnwärtersehefrau — und kutschierte — heidi — davon.

Digitized by Google

Ich hatte noch Gelegenheit, die Amtsperson, welche aus ihrer Betäubung erwacht war, mich einen Flegel nennen zu hören.

Sie tat das aus doppelter Erwägung: Erstens konnte ich nicht mehr aussteigen und ihr mit Redensarten heimleuchten, und zweitens war ich ja ein Wesen, das bloß vierter Klasse fährt.

Sie war mithin im Rechte.

Und ich muß den Flegel auf mir sitzen lassen.

*

Digitized by Google

Logik

Mein Freund Heinz ſteht ſommers und winters Punkt fünf Uhr auf, braut ſich einen ſteifen Kakao, ißt ein Stück trockenes Brot und wäſcht ſich und turnt und hantelt, bis ſich gegen ſieben Uhr die übrige Sippe ſacht erhebt.

Es iſt ihm des öfteren widerfahren, daß er bei ſeiner Morgenarbeit auf Stecknadeln hat treten müſſen.

Auf Stecknadeln treten iſt unerfreulich, zumal wenn man in nackichtem Zuſtand iſt.

Heinz hat infolgedeſſen dem Dienſtmädchen eingeſchärft, keine Stecknadeln im Zimmer herumzuſchmeißen; wie leicht könne man ſich welche eintreten.

Dem Mädchen iſt die ganze Turnerei ein Dorn im Auge, aber es verſpricht, hinfort vorſichtig zu ſein.

Ein paar Tage darauf findet Heinz wieder eine Stecknadel auf dem Fußboden ſeines Zimmers.

Er zitiert das Dienſtmädchen und teilt ihm mit, daß dies eine Schweinerei ſei.

„Aber Herr Heinz," verſetzt die Brave, „man läuft doch nicht barfuß im Zimmer herum. Das iſt doch keine Art und Weiſe!"

Digitized by Google

„Das ist meine Sache. Kümmern Sie sich um Ihren Kram. Und Stecknadeln gehören nun einmal nicht in mein Zimmer!“

Das Dienstmädchen beteuert, Obacht geben zu wollen, und zieht ab.

Schon am nächsten Morgen findet Heinz eine Stecknadel auf seinem Teppich. Und noch eine. Und noch eine!

Das ist zu bunt! Der Dienstbolzen scheint das mit Fleiß zu tun ...

„Marie!“

Marie schlurft herbei: „Ja??“

„Marie, ich hab' schon wieder Stecknadeln gefunden!“

Marie (aufgeregt, die Antwort gleichsam auf der Schippe): „Bis Sie sich noch erkälten!“

*

„Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen“

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen. —

Das Dienſtmädchen Marie ſteht in der Küche und entſtielt Kirſchen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Die Frau hat fünfzehn Pfund Kirſchen gekauft. Die ſollen eingekocht werden.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Fünfzehn Pfund Kirſchen entſtielen, iſt keine kleine Arbeit. Und obendrein iſt es eine ſtumpfſinnige Arbeit.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen. —

Digitized by Google

Das Dienſtmädchen Marie entſtielt.

Nach einer halben Stunde hat es vielleicht — ſchätzungsweiſe — vier Pfund Kirſchen entſtielt. Stumpfſinnig.

Ab und zu ſteckt Marie eine beſonders ſchöne, pralle Kirſche in den Mund.

Sie ertappt ſich dabei, daß ſie „eigentlich" ſehr viele, viel zu viele Kirſchen in den Mund ſteckt.

Sie entſtielt die Kirſchen und ſteckt ſie dann — meiſt — in den Mund.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

So oft ſie eine Kirſche in den Mund ſteckt, ſagt ſie leiſe in ihrem Innern: „Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen."

Mithin ſagt ſie ununterbrochen vor ſich hin — „eigentlich" denkt ſie es mehr, als daß ſie es ſpricht —: „Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen. Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen. Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen . . ."

Sie ſagt — oder denkt — den Satz auch dann, wenn ſie — ausnahmsweiſe — keine entſtielte Kirſche in den Mund ſteckt.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Digitized by Google

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

— — Der Marie — ſie hat nun annähernd eine Stunde lang Kirſchen entſtielt (und gegeſſen) — der Marie kommt es läppiſch vor, immerzu den Satz: „Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen" herunterzuleiern.

Sie hält ein und beſinnt ſich auf ſich ſelbſt.

Sie hat jedoch keine Zeit zu verlieren — die Kirſchen ſollen eingekocht werden.

Alſo fährt ſie fort, Kirſchen zu entſtielen.

Ab und zu ſteckt ſie eine beſonders ſchöne und pralle Kirſche in den Mund.

„Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen."

Wieder eine.

„Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen."

Noch eine.

„Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen."

Wieder eine.

„Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen."

Digitized by Google

— — Der ſchreckliche Satz beherrſcht das arme, entſtielende Weſen; und das arme, entſtielende Weſen ſagt ununterbrochen — auch wenn es ausnahmsweiſe einmal keine Kirſche in den Mund ſteckt — ſagt ununterbrochen den ſchrecklichen Satz vor ſich hin.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Das arme, entſtielende Weſen wird nicht eher aufhören, den ſchrecklichen Satz herzuſagen, ehe nicht die letzte Kirſche entſtielt iſt.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Da iſt nichts zu lachen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Das Entſtielen dauert noch lange.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Schrecklich!

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Digitized by Google

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht, woran die Weſpen nagen.

*

Digitized by Google

Die wandernde Vase

Es gibt wandernde Vasen, zweifelt jemand? Hat man noch nichts gehört von wandernden Vasen? Es gibt wandernde Vasen!

Ein mir bekannter Architekt stöberte beim Ausschachten eines Grundstückes eine Vase auf, die altertümlich aussah und Sprünge und Risse in Fülle aufwies. Sie war etwa von der Größe eines Straußeneies. Der Architekt — — er heißt leider bloß Müller — ließ sie durch einen Antiquitätenheinrich beaugenscheinigen: sie ward als historisch echt und wertvoll befunden.

Müller trug das Zierstück in sein Arbeitszimmer und wies ihm einen Platz an: in der Ecke eines Büchergestelles. Nicht ohne die Vase zuvor meisterlich gekittet und verleimt zu haben. Der beglaubigte Schmutz — als das Wertvollste — ward als historisches Dokument „belassen".

Auf dem Bücherbord stehen zwei gerahmte Photographien und ein kristallener Aschenbecher. Zu diesen dreien Utensilien gesellte sich — ich wiederhole: in die Ecke gelehnt — die kostbar verdreckte Vase.

In die Ecke ward sie gestellt, damit sie um Himmelswillen nicht umfalle. Sie könnte kaputt gehen.

Digitized by Google

Architekt Müller mußte in der Folgezeit bemerken, daß sich die Vase einen Tag um den andern — Richard Wagner würde sagen: breit und gewichtig — in die Mitte zwischen die beiden Photographien postierte.

Sie wollte augenscheinlich zur Geltung kommen.

Müller stellte sie einen Tag um den andern in die Ecke zurück und richtete im übrigen ein scharfes Augenmerk auf das Ding.

Wandernde Vasen gibt es nicht, sagt einem der gesunde Menschenverstand.

Aber die Vase wanderte.

Einen Tag um den andern ertappte Müller die Vase zwischen den beiden Photographien. —

An einem Dienstag — um die zwölfte Stunde — mittags, nicht mitternachts — hatte Müller die wandernde Vase das letzte Mal in die Ecke geschoben — — — am Donnerstag früh protzte sie zwischen den Photographien.

Müller entfernte kurzerhand die Photographien sowie — um sicher zu gehen — für alle Fälle — das Kristallgefäß und stellte die Vase in ihren Winkel.

Der Freitag verlief ohne Sensationen — — am Sonnabend früh thronte die Vase prätentiös und selbstbewußt mitten auf dem Bücherbord.

Sie konnte sich das Wandern nicht verkneifen.

Digitized by Google

Müller schob sie zurück auf ihren Eckplatz. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und arbeitete.

Gegen neun Uhr kam das Dienstmädchen ins Zimmer, um „reine" zu machen.

Das Mädchen wischte Staub.

Als das Büchergestell an die Reihe kam, spannte Müller wie ein Heftelmacher.

Das Mädchen holte die Vase aus ihrer Ecke, staubte sie behutsam ab und stellte sie darauf sorgfältig und unter Verwendung des Augenmaßes mitten auf den Bord.

Da sprang der Architekt auf und teilte mit wenigen, aber energischen Worten der Dame mit, daß die Vase in Anbetracht ihrer Zerbrechlichkeit ein für allemal in der angewiesenen Ecke stehen zu bleiben habe und nicht abgestaubt zu werden brauche, verstanden.

Aber die Vase ließ das Wandern nicht.

Denn das abstaubende Kalb brachte es nicht übers Herz, das kostbare Zierstück im Winkel — unabgestaubt — verkümmern zu lassen. Einen Tag um den andern präsentierte sich die Vase mitten auf dem Bord.

Jahre sind vergangen. Müllers haben mehr als ein Mal das Dienstmädchen gewechselt.

Aber die Vase wandert noch immer.

Selbst wenn nicht Staub gewischt wird, wandert die

Digitized by Google

Vase aus ihrer Ecke heraus. Es ist nichts dagegen zu machen.

Ein Dienstmädchen ist wie das andere. Und alle haben sie infernalische Gewohnheiten. Und eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr, als daß Dienstmädchen von ihren infernalischen Gewohnheiten abzubringen wären.

*

Digitized by Google

Das verbotene Buch

Horst Schneider und Friedel Ritter sind dicke Freunde. Sie sitzen in der Oberterz auf derselben Bank. Sie teilen Freud und Leid, Frühstücksbemmen und Taschengeld. Und sie treiben gemeinsame Lektüre.

Aber während der still-zarte Friedel gütige und vernünftige Eltern hat, seufzt Horst mit Grund über die willkürliche Strenge seiner Mutter, deren erzieherische Tätigkeit ausschließlich im Verbieten besteht, und über das jähzornige Schreckgespenst seines veralteten Vaters.

Horst darf überhaupt nichts. Was ihm der Vater nicht verboten hat, das verbietet ihm gewißlich die tyrannische Mama; und wenn der waschlappige Vater dahinter kommt, daß seine Frau verboten hat, was er zu verbieten unterließ, so verbietet er es doppelt und dreifach, um sein Ansehen zu erhöhen.

Der arme Horst darf überhaupt nichts.

Die Folge davon ist, daß der im Kern muntere Bub zu Hause den Duckmäuser spielt und sich gewisser Schulstunden als Ventils bedient, um den aufgespeicherten Ueberschuß an unverbrauchter Rüpelhaftigkeit abzulassen.

So haben sich letzthin die Klagen aus der Schule

Digitized by Google

gemehrt, und der Professor hat geäußert, der Schneider sei ein richtiger Lümmel geworden; wenn das so weiter gehe mit ihm, stehe er für nichts; mit dem Jungen nehme es dereinst ein Ende mit Schrecken.

Die Eltern sind außer Rand und Band. Sie rauben ihrem Sohn die letzten, harmlosesten Freiheiten und überwachen sein Tun und Treiben peinlicher als ein bezahlter Privatspitzel.

Horst darf nicht auf die Straße; kriegt kein Taschengeld mehr; muß mit dem Mädchen in der Küche essen; der in Aussicht gestellte Besuch einer Schüleraufführung des Stadttheaters fällt ins Wasser.

Um diese Zeit geschah es, daß Friedel Ritter aus der Schulbibliothek einen Band Eichendorff entlieh.

Der Eichendorff gefiel ihm, und er kaufte sich von seinem Taschengeld das Reclam-Bändchen Nr. 2354: Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts.

Nachdem Friedel das zierliche Geschichtchen gelesen hatte, nahm er es und verehrte es dem Horst.

Horst legt das Büchlein ahnungslos auf seinen Arbeitstisch.

Es erfolgte eine Katastrophe, als die Mama staubwischenderweise Horsts Stube betrat und mit ihrem sicheren Blick für Verbotenes das verdächtig-rötliche Bändchen entdeckte.

„Aus dem Leben eines Taugenichts! —

Digitized by Google

Soſo! Alſo ſolche Bücher lieſt der Herr Sohn!! Aus ſolchen Büchern lernt er?! Warte, mein Bürſchchen!"

Und die Schläge praſſelten. Horſt ſchrie; denn das Buch flog ihm im Geſicht herum.

Sodann trat der Ochſenziemer in Aktion.

Das Büchlein ſelbſt hauchte ſein Leben im Kohlenkaſten aus, wohin es von den ethiſch-pathetiſchen Händen der erziehungsbeſtrebten Mama geſchleudert worden war.

— — Abends kam der Vater heim.

Er war noch nicht zur Tür herein, da ward ihm ſchon die Kunde, daß ſein mißratener Bengel etwas ganz Unglaubliches angeſtellt habe.

Ja, was war denn nun ſchon wieder mit dem Früchtchen?

Hehe, er hatte ſich das Tagebuch eines Taugenichts zugelegt, wahrſcheinlich, um daraus neue Flegelhaftigkeiten zu profitieren und ſeine Manieren zu verbeſſern.

Herr Schneider unterſucht den Fall nicht erſt. Er ſchimpft und wettert, daß die Wände wackeln und das ganze Haus aufſtützig wird.

Dem Horſt hilft es nichts, daß er heilig beteuert, keine Zeile in dem ſchlimmen Buche geleſen zu haben.

Der Vater kriegt ihn beim Kanthaken und bläut den jugendlichen Hintern ganz fürchterlich durch.

— — Nach dem Abendeſſen hält es Herrn Schneider

Digitized by Google

nicht mehr zu Hause. Er läuft vor Mitteilungsbedürfnis über. Er muß es in die Welt hinausposaunen, was für einen Laufejungen er zum Kind hat.

Er eilt spornstreichs in sein Stammlokal und berichtet atemlos von dem schändlichen Treiben seines Sohnes.

„Wissen Sie, woraus der Flegel seine Kenntnisse bezieht? Wissen Sie, was der Schweinigel schwartet? — Man sollte es nicht für möglich halten! — Wissen Sie, was meine Frau ihm heute aus den Zähnen gerückt hat? Das Tagebuch eines Lebemannes!"

Die Runde stimmt in die Entrüstung des schwer geprüften Vaters ein, jaja, die Jugend von heutzutage; und der Amtsrichter Bretschneider bemerkt tiefsinnig: „Ei ei, das sind Schicksalsschläge!" — —

— — Etliche Tage nach dem Skandal erkundigt sich Herr Schneider bei seiner Gattin nach Titel und Verfasser des obszönen Schmökers. Diese erinnert sich dunkel, und nach mancherlei Forschen und Fragen sind Verfasser und Titel eruiert.

Daß das verbotene Machwerk bei dem soliden Reclam erschienen sein könne, vermutet Herr Schneider nicht.

Er bestellt den Eichendorff in aller Heimlichkeit bei einem wildfremden Buchhändler, welcher ihm ein kostspieliges Exemplar einer Luxus-Liebhaberausgabe aufhängt.

Herr Schneider verschlingt gierig das anstößige Buch

Digitized by Google

auf seiner Kanzlei. Allein schon die ersten Bissen blieben ihm im Rachen stecken .... er durchblättert die Seiten .... sein Gesicht wird lang und länger ...., und seine Wut ist grenzenlos, daß der Text nicht erfüllt, was die Ueberschrift zu versprechen schien.

Die Erbitterung auf seinen Sohn wächst ungeheuerlich; denn er ist im Innersten überzeugt, daß der Lausejunge das Buch lediglich deshalb eingeschmuggelt hat, um seine Eltern zu prellen.

Es setzte eine zweite Tracht Prügel.

*

Digitized by Google

Damen-Ringkampf

Sommer 1909

In Riva am Gardasee war ein Zirkus, dessen Haupt-Attraktion bildete ein Damen-Ringkampf.

Ein Damen-Ringkampf!

— — Da die Zeit der Fremden-Invasion noch nicht gekommen war, so glaubte ich, etwas unverfälscht Italienisches zu Gesicht kriegen zu können, und eilte hin.

Der Zirkus leistete Vortreffliches: das Pferdematerial war Ia, Clowns gab es in Hülle und Fülle, geschmackvolle Dressuren und wagehalsige Akrobatenstückchen wechselten einander ab.

Dann kam eine Pause.

Und dann sollte der Damen-Ringkampf steigen.

In der Pause musterte ich das Publikum. Es war der übliche, bunt gemischte Pöbel, der aus Gefallen und Mißfallen so gar kein Hehl machte, vielmehr aus Leibeskräften dazwischen schrie und hinterdrein gröhlte.

Meist Frauenzimmer.

Etliche Reihen hinter mir standen zwei blonde Schnüffel, die — ich gehe nachträglich jede Wette darauf ein —

Digitized by Google

lediglich um des Damen-Ringkampfs willen erschienen waren.

Der eine trug einen an Schnürsenkeln befestigten Kneifer.

. . . Die Pause war verstrichen — der Ringkampf begann, seinen Verlauf zu nehmen.

Zunächst bevölkerten ein Dutzend trikotierte Mädchen die Manege, sich geschickt rundum verteilend, damit keiner der etwa vorhandenen Roués zu kurz käme.

Nachdem die Mädchen Stück für Stück so eingehende wie laute Würdigung gefunden hatten, schlug ein spitzbärtiger, gebräunter Mensch im Frack und schwarzer Binde großen Lärm und setzte irgend etwas mit unverständlichen Ausdrücken auseinander.

Hierauf traten zwei nahezu nackte weibliche Personen herein, welche die erste Hälfte ihres Lebens längst hinter sich hatten.

Sie reichten einander verbindlich die Hände und liebenswürdigten sich an, aber plötzlich patschten sie sich gegenseitig zu aller Entsetzen mit ihren fleischigen Pratzen derart auf die Hinterhälften, daß man es mit der Angst zu tun bekam.

Das Gepatsche fand ein hastiges Ende, als die eine der Fettwammen der anderen mit höllischem Schrei an die Gurgel sprang und sie zu erdrosseln suchte.

Sie hatte jedoch anscheinend die richtige Stelle nicht

Digitized by Google

finden können und kullerte sich enttäuscht ein Stück zur Seite.

Jeder einzelne ihrer Körperteile wogte.

Die andere stand da — auf Säulen ruhte ihr Dach — und schnaufte und schnieste.

Aber der Kampf war noch nicht aus.

Die zweite stellte das Schnaufen und Schniefen ein, machte fünf wuchtige Schritte und packte die erste an den Schultern, ließ wieder los und trat ihr gierig ins Gesäß.

Mit diabolischem Gequiek stürzte die hinterwärts Beleidigte auf die Säulenartige und riß sie an den Haaren, bis sie hinplumpste.

Der Herr im Frack mit schwarzer Binde, der bisher höchst aufmerksam und mit sachlichem Gesichte die Phasen des Kampfes beobachtet hatte, brachte sich eilends in Sicherheit und verfolgte den weiteren Verlauf der Dinge aus einem sicheren Port heraus.

Der Zweikampf hatte unterweilen juristisch und menschlich unzulässige Formen angenommen und schien in einem blutigen Gemetzel enden zu wollen.

Die beiden Matronen kreischten und wimmerten unter ihren eigenen Trümmern — — die Zuschauer tobten und gellten anfeuernde Worte in das Rund — — —,

als unter wachsendem Verstummen der Menge die eine der Kämpfenden — es war nicht zu entscheiden,

Digitized by Google

welche — die andere, nur noch röchelnde derartig unter sich breitquetschte, daß jedes fühlende Menschenherz erzittern mußte.

Die Unterlegene sperrte sich verzweifelt, den Boden mit den Schultern zu berühren, während die oben Liegende ihre Gegnerin völlig kaputt zu walzen trachtete.

Hinter mir bemerkte der junge Mann mit dem Kneifer:

„Du, Gurd, was? Wie beim . . ."

Den Rest verstand ich nicht — — aber es waren Landsleute!

Ich wandte mich nach ihnen um — — sie ragten halb grün vor Bange, halb rot vor Lust und sogen den Fleischklumpen in sich auf.

Doch schon hatte die gänzlich demolierte Untere den Erdboden berührt, und ein Gomorrha von Geschrei, Gejohle und Gewieher brandete über der Szene zusammen.

Erschüttert stiefelte man heim.

*

Digitized by Google

Der Pechvogel

Sommer 1909

Florian Gründling hatte Pech bei Frauen. Aber das lag wirklich an ihm selber.

Pech hat, wer an Pech glaubt.

Und Glück hat, wer dran glaubt.

Um Glück zu haben, muß man es haben *wollen*; um Pech zu haben, braucht man nur leiseſt zu ahnen, daß man irgendwie welches haben *könnte*, und ſchon hat man's.

Glück bei Frauen zu haben, Herrſchaften, das iſt kein Kunſtſtück, wenn man davon durchdrungen iſt, daß man einen verfluchten Kerl abgibt. Wenn irgendwo friſch gewagt halb gewonnen iſt, dann in der Liebe!

Wer Pech bei Frauen hat, der verdient's!

Und Florian Gründling hatte das verdiente Pech bei Frauen. Und ſelbſt, wenn ihm eine Frau mehr als geziemend entgegenſchwebte, faßte er nicht zu und wenigſtens die Gelegenheit beim Schopfe, ſondern blieb vernagelt und zugenäht und getraute ſich nicht.

Digitized by Google

Daß er Pech hatte, fand daraus seine Erklärung, daß er ein gar zu vorsichtiges Männchen war.

Ja, Kinder, wenn man keinen Schneid hat und keine Forsche, da kann man beim besten Willen das Glück nicht erwischen!

.... Von Florian weiß ich ein Histörchen, das behufs Abschreckung und Nichtbefolgung mitgeteilt sei:

P. P. Gründling, jung an Jahren, wohlhabend an Vaters Geldschrank und reiselustig — Reisen bildet bekanntlich und zwar die Liebe zur Heimat — Gründling rollte in einem nahezu geräuschlosen D-Zuge von München nach Verona. Solo.

Hinter Bozen trat er in den Gang des Wagens, verfügte sich an die Harmonika und verfolgte von da aus das wechselvolle Spiel der vorüberhuschenden Landschaft.

Dort, wo er stand, am Ende des Ganges, da war eine Tür, und an der Tür hatte man eine Tafel angeschraubt, und darauf stand (Halten zu Gnaden!) das beziehungsvolle Wort „Herren".

Der keusche Gründling hatte sich ordnungsgemäß an die „Herren"-Seite des Wagens postiert — wo doch Reisebekanntschaften die reizvollsten sind! — und guckte, wie gesagt, zum Fenster hinaus und erfreute sich in seinem unverdorbenen Herzen der Alpenpracht.

Da raschelten Röcke neben ihm, eine verführerische

Digitized by Google

Schöne lächelte an ihm vorüber und verschwand hinter der mit „Herren" bezeichneten Tür.

Schockschwerebrett!

Ihr hättet Florians Augen sehen sollen, wie sie hinter der Dame dreinglotzten und so weit heraustraten, daß man die Pupillen hätte abknipsen können!

Florian glotzte unentwegt auf die Tür. Und auf das „Herren".

Nanu, dachte er, gibt die da drin ein Stelldichein? Oder hat sie sich verlaufen? Oder ist sie absichtlich und mit Vorbedacht . . . ?

Oooo!

. . . Nun ist an jenen Türen ein verschiebbares Schildlein angebracht, und dieses Schildlein stand auf „Frei" und blieb auf „Frei" stehen.

Die Dame riegelte also nicht ab.

Sackerment, sackerment!

(Sie tat, als bringe sie ihr Strumpfband in Ordnung, und wusch sich dann, da niemand näher trat, die Hände.)

Florian, vor der Tür, durchlebte aufregende Minuten: in seinem Innern rangen Mut und Feigheit in allen Spielarten, rangen die guten und die bösen Elemente in erbittertem Kampfe miteinander; die verwegensten, lüsternsten Pläne katzbalgten sich in wüstem Knäuel mit den moralisch einwandfreiesten Grundsätzen.

Digitized by Google

Die Schlacht währte eine volle Viertelstunde.

(Die Dame trocknete sich die Finger ab.)

Als sie heraustrat, hatte das Gute in Florian nicht nur gesiegt, sondern schlechthin obgesiegt.

... Nein, so etwas tat Florian nicht!

Florian, der Musterjüngling, ließ sich nicht in zweifelhafte Abenteuer ein! — Und außerdem war es zu spät dazu. — —

— — — Heute protzt Herr Gründling zuweilen in vertrautem Kreise mit einem Verhältnis, das er, hähä, hinter Bozen im D-Zug, hähähä, an einem gewissen Orte, hähähähä.

*

Frauen

Die junge Frau Fabian hat zwei Freundinnen zum Kaffee eingeladen. Liesbeth und Paula. Sie kennt die eine von der Schule her, die andere aus dem Penſionate.

Liesbeth und Paula haben bisher nur voneinander gehört; geſehen haben ſie ſich noch nicht.

Man trinkt Kaffee, und das Geſpräch umſpült die drei Frauensleute.

Paula verſchwindet auf einen Augenblick. Da ſagt Liesbeth: „Du, aber die iſt häßlich! Und ſo dick!!“

Nach dem Kaffeetrinken hilft Paula den Tiſch ab decken. Liesbeth ſitzt allein im Zimmer. In der Küche ſagt Paula: „Du, aber die iſt häßlich! Und ſo dürr!!“

*

Digitized by Google

Das Empfangszimmer

Ich soll mich der Frau Gräfin vorstellen.

Sie braucht einen Hauslehrer für ihren Jüngsten, der ist zwölf.

Ich gehe hin.

Kanalstraße 24.

Was? Diese Baracke?? Das ist nicht möglich. Aber die Straße stimmt, und die Nummer auch. Ich sehe mir das Haus an. Es scheint unbewohnt zu sein. Blinde Scheiben, abgefallener Bewurf, verwahrloste Rolläden. Windschief hängt die Tür in den Angeln, sie steht offen, ich betrete einen verluderten Glasvorbau, eine Glocke mit Zugschnur hängt mürrisch da. Ich reiße daran — — nicht enden wollendes Tschinellengebimmel ertönt, ein Dienstmädchen schlurrt herzu, fragt mich unüberrascht nach Namen und Begehr und lotst mich durch einen schwarzen Gang, über eine mit morbidem Gerümpel verstellte Diele in ein Zimmer.

Frau Gräfin sei vom Spaziergang noch nicht retduhr; ob ich einstweilen warten wolle?

Ja, gewiß, ich sei bestellt.

Das Mädchen geht, und ich warte.

Digitized by Google

Ich ſtehe allein im Zimmer.

Das Zimmer wirkt, obſchon es reich möbliert iſt, geräumig und faſt wie ein kleiner Saal. Die einzelnen Möbelſtücke ſind abnorm groß — das betonte Gegenteil von Kindermöbeln. Ich komme mir zu klein vor. Bedrückt ſtelle ich mich an die Tür und muſtere den Raum mit den reſpektvollen Blicken eines zukünftigen Angeſtellten.

Das Ganze hat Stil, aber einen undefinierbaren. Beklemmend — — man getraut ſich nicht, tief zu atmen. Es wird nicht leicht ſein, ſich hier zu akklimatiſieren.

Ich wage einen Gang durch den Raum bis zu den Fenſtern. Die erwecken mir den Eindruck der Unbewohntheit. Tüllgardinen verhüllen ſie. Tüllgardinen ohne Muſter und ohne Abſchluß, etwas ausgefranſt und löcherig. Vielleicht Familien-Erbſtücke? Vielleicht alt gekauft, vielleicht künſtlich durchlöchert? Um den Eindruck der Unbewohntheit, der Unwohnlichkeit hervorzurufen? Vielleicht iſt der Graf ein Sonderling, ein ſchrullenhafter Kauz. Vielleicht hat er die gleiche Marotte wie ich. Ich täte am liebſten in eine dem Umſturz nahe Ruine ziehen und dieſe innen ganz modern und geſchmackvoll einrichten laſſen. Mindeſtens von Bruno Paul. Das wäre ſo übel nicht: — — außen pfui, innen hui!

Die Fenſter unterziehe ich einer gründlichen Beſichtigung. Erdbeerfarbene Uebergardinen aus verſchoſſenem Rips umrahmen die Tüllvorhänge. In dem Rips ſtecken

Digitized by Google

viele Nadeln mit dickmoppligen Knuppen aus buntem Glas. Auf den Fensterbrettern liegen Visitenkarten und Zigarettenmundstücke wie ermordet. Die Fenster sind aus gepantschtem Milchglas.

An den Wänden champagnerfarbige Tapete.

Ein Ripssofa, öde wie eine Sandbank, zieht sich an der einen Wand entlang. Dreißig Personen können nebeneinander darauf Platz finden. Bei geschickter Verteilung vierzig, darunter Kinder. Ueber dem Sofa hängt in ziegelroter Umrahmung eine Musterkollektion berühmter Künstler und Künstlerinnen auf eigenhändig unterschriebenen Photographien. Zu beiden Seiten des Sofas stehen Armleuchter, hornalt und tausendfältig gekittet. Honiggelbe, unberührte Kerzen darinnen mit giftgrünen Papp-Windschützern. Links vom Sofa, über Eck gestellt, paradiert ein schwarzer Flügel. Die Klaviatur ist seltsamerweise der Ecke zugekehrt. Wie man's anstellen muß, um sich an den Flügel zu setzen, das weiß ich nicht; man kann weder rechts noch links vorbei. Wahrscheinlich kraucht die Gräfin bäuchlings unten drunterweg. Auf dem Flügel steht eine wundervolle weiße Porzellanvase, mit weißen Chrysanthemen gefüllt. Noten liegen herum: Potpourri aus Maillarts „Glöckchen des Eremiten", Gilbert „Die Kinokönigin", Richard Wagner „Parsival" und ein Salonalbum, rot gebunden. Hinter dem Klavierseſſel, in die Ecke eingekeilt, ringt eine Standlampe nach Luft. Um ihr

Digitized by Google

etwas anzutun, hat man ihr einen Schirm aus Kreppapier aufgestülpt. Sie zieht ein widerborstiges Gesicht.

Die gegenüberliegende Wand nimmt zu einem Drittel ein zweiter Flügel ein, der ebenfalls schwarz ist, und in dessen Ausbuchtung sich ein über Vermögen belasteter, hochhüftiger Messing-Notenständer lehnt. Ein gutes Dutzend Klavierauszüge erschweren ihm das Dasein. Auf dem Flügel macht sich eine weiße Kugel wichtig, das ist gar keine weiße Kugel, das ist ein von Schleiern umwalltes Goldfisch-Bassin. An den Flügel schließt sich an — mitten an der Wand — ein taubengraues Ecksofa. Ich beschwöre es: Dies Ecksofa war derartig aufgebaut, daß es nach beiden Seiten ins Zimmer hineinragte. Es tat, als stünde es in einer Ecke. Schamlos zeigte es seine Sackleinwand her. — — Auf dem Sofa waren Kissen verstreut, brotförmig und in schillernden Farben. Auf dem Taubengrau opalisierte es indigoblau und smaragden, rotviolett und zitronen. Auf einem der Kissen ruhte sich ein schweinsledernes, sauertöpfisches Gesangbuch aus. — Um eine Ecke anzudeuten, und um das exhibitionistische Treiben des Ecksofas zu bemänteln, war rechterhand ein Blumenständer angebracht — würzige Alpenveilchen zierten ihn — und linkerhand hatte man einen Teewagen herangeschoben. Der war aus Mahagoni. Aber er trug kein Teegeschirr, sondern einen Riesen-Globus. Um den Globus herum waren Armbänder ausgebreitet und Puder-

Digitized by Google

doſen und Agraffen und Emaillebroſchen. Ueber dem Sofa hing von der Decke herab an goldenen Schnüren ein Konſol voller Bronzeſtatuetten. — Das letzte Drittel der Wand bevölkerte ein Ofen, den man kaum erſpähen konnte, ſo hoch war die vergoldete ſpaniſche Wand, die ihn umzingelte.

Der Tür gegenüber — zwiſchen den Fenſtern — ſtand ein mannshohes Etwas, mit ſilberdurchwirkter Brokatdecke bis zum Fußboden verhüllt. Ein Altar? Ich nahm ihn in Augenſchein und ergriff die Bücher, die darauf lagen. Walter Bloem, Rudolf Stratz, eine engliſche Ausgabe von Goethes „Fauſt", das Familienſtammbuch und eine Mappe Heilemann „Aus dem Leben eines Modells".

Ich hob zaghaft und neubegierig die Decke, die brokatene, um das Etwas zu ergründen. Denn ein Altar war es nicht.

Es war eine alte Bettkiſte.

Da gingen mir die Augen auf!

Das ganze Zimmer war Bluff.

Die Brokatdecke in Ehren — — die mochte echt ſein. Und die Bronzeſtatuetten, die mochten ebenfalls echt ſein. Vielleicht auch die Puderdöschen auf dem Teewagen.

Aber alles übrige war Talmi, Schund, Imitation, Pofel, Dreck. Lediglich dadurch, daß es mit Prätention — wie etwas Echtes — hergezeigt war, ſollte es echt wirken.

Digitized by Google

Ich überprüfte daraufhin das Zimmer in fliegender Haſt: Die ſpaniſche Wand war mit Goldpapier bekleiſtert, weil ſie kaputt war. Die Fiſche in dem eingeſchleierten Baſſin waren verhungert. Die Alpenveilchen auf Draht gezogen. Die opaliſierenden Kiſſen zerfielen mir in der Hand. Dem Sofa fehlten zwei Beine. Und der Flügel in der Ecke war eine Attrappe: er hatte gar keine Klaviatur!

Ein Glück, daß ich allein blieb. Ich hätte der Gräfin ins Geſicht geſchrien vor Lachen!

Ich war erſchüttert.

Ja, was war denn an dem Zimmer echt?

Der Teppich? Den hatte ich vergeſſen.

Er ſah aus wie ein Perſerteppich. Möglicherweiſe war er tatſächlich echt. Aus Ironie.

Aber ein tüchtiges Loch hatte er wenigſtens. Größer als ein Fünfmarkſtück. Unweit der Tür. Zwiſchen Tür und Ofen. Ich ſah die Diele durch das Loch hindurch. Hineingebrannt, wahrſcheinlich.

Und ich ſtellte mir die Szene vor, die es gegeben hat, als das Unglück geſchah.

Perſonen: Die Gräfin — das Dienſtmädchen.

Offenbar hat das Mädchen beim Feuermachen, um Holz zu ſparen, aus dem Küchenofen Glut ins Zimmer getragen und brennende Kohle auf den Teppich fallen laſſen.

Die Szene ſtellte ich mir vor. Die Gräfin und das Dienſtmädchen. Die Gräfin, haha, im Morgenrock und

ſehr unfriſiert und garnicht gräflich. Und das flennende Dienſtmädchen.

Haha!

Ich kannte die Gräfin noch nicht, hatte ſie nie geſehen. Aber dem Zimmer nach zu urteilen mußte ſie fett und protzig ſein, mit falſchen Brillanten geſpickt, goldene, ſchiefgelatſchte Schuhe an den Füßen, alles nachgemacht — bis auf den Buſam. Und gräßlich parfümiert!

Das Zimmer riecht nach Dralles Illuſion, daß einem alle Illuſion vergeht. Pfui Teufel.

O Gott, da geht die Tür auf, und die Gräfin ſteht vor mir.

Klein, ausgedörrt, wie eine Suffragette, Brille, keine Taille, kein Buſam, nichts, nichts. Häßlich wie Gift.

Nein, nein, ſo hatte ich ſie mir nicht vorgeſtellt. So durfte ſie keinesfalls ausſehen. Bluff!

Ich kriegte einen Lachkrampf.

Kein Wort hab ich geſagt.

Auf das Loch im Teppich hab ich verlegen gedeutet. Das ſchreckliche Zimmer wirbelte mir um den Kopf.

Und da hab ich nach der Klinke gehaſcht, ganz leiſe: „Guten Tag!“ geſagt, und mich ſo raſch als möglich verzogen.

*

Digitized by Google

Rache

Ein Herr steigt auf die Straßenbahn.

Er ist gut und geschmackvoll gekleidet, braun gestiefelt und trägt ein Buch in der Hand.

Er setzt sich in das Innere des Wagens und zückt seine Geldbörse.

Der Schaffner, der dem feinen Herrn aus Berechnung einen „guten Tag!" entboten hat, tritt hin und fragt kotfreundlich, wie weit, Herr Doktor.

Aber er hat sich bitterlich getäuscht.

Der Herr verlangt „gradaus" und entrichtet zehn Pfennige, nicht mehr und nicht weniger.

Der Schaffner macht aus seiner Enttäuschtheit kein Hehl: Seine gewinnende Miene zerschmilzt, und er tritt dem eingebildeten Reichen auf den braunen Stiefel. Nicht ohne Kraft.

Der Herr sagt kühl und vernehmlich: „Wenn Ihnen ein Trinkgeld verabreicht worden wäre, hätten Sie mich nicht auf den Stiefel getreten, nicht wahr?"

Der Schaffner tut, als höre er nichts. Er schnaubt Wut.

Etliche Fahrgäste merken auf.

Digitized by Google

Der Herr blättert mit gespielter Gleichgültigkeit in seinem Buche und vertieft sich anscheinend in den Inhalt.

In ihm brodelt's.

. . . Auf dem Vorderperron steigt jemand auf.

Der Schaffner hatscht durch den Wagen — nach dem Vorderperron. Streift dabei unsanft den Herrn Doktor und bringt dessen Buch aus dem Gleichgewicht.

Der Herr Doktor tut nicht dergleichen. —

Der Schaffner hatscht nach dem Hinterperron zurück. Tritt den Herrn ein zweites Mal auf den Fuß. Mit Nachdruck. — Rache.

In dem Herrn reißt etwas. Die Geduld.

Er beschließt, es dem Schaffner heimzuzahlen.

Er klappt sein Buch zu und macht „Pst!".

Alle Fahrgäste spannen.

Der Schaffner steht längst wieder auf dem Hinterperron und schaut in den Wagen.

Der Herr hat „Pst!" gemacht.

Der Schaffner hört nicht.

Der Herr pstet gründlich.

Die Fahrgäste sind gespannt.

Der Herr — von den Blicken des Schaffners verfolgt — ergreift seinen Fahrschein und zerreißt ihn in kleine Fetzen.

Der Schaffner ist sprachlos.

Digitized by Google

„Pſt, Schaffner!“ ruft der Herr und winkt mit gekrümmtem Zeigefinger.

Der Schaffner rückt heran. Wutgeladen.

„Gradaus!“ ſagt der Herr.

Der Schaffner reicht wohl oder übel dem Herrn einen neuen Fahrſchein.

Der Herr entrichtet zehn Pfennige, nicht mehr und nicht weniger, nimmt den Schein und zerreißt ihn augenblicklich in Stücke.

Die Fahrgäſte ſind paff. — Bei einigen knoſpt ein Lächeln.

Der Schaffner giftet ſich fürchterlich. Er kaut an ſeiner Unterlippe, oh, und ſchluckt und druckſt . . . und locht eine neue Fahrkarte. Liefert ſie dem Herrn aus und bleibt ſtehen, die gekrampfte Hand am Fahrſcheinblock.

Der Herr verſenkt den Schein in die Weſtentaſche. —

Eine Dame ſteigt auf. Sie erregt kein Intereſſe.

Alles verfolgt das Treiben des Herrn.

Ein junger Schnüffel feixt bis über die Ohren. —

Der Schaffner ſteht wieder auf dem Hinterperron. Gallegrün. Er möchte platzen.

Da zieht der Herr . . . der Schaffner ſieht aufmerkſam zu! . . . ſeinen Fahrſchein hervor und winkt dem Schaffner. Hierauf erfaßt er den Schein und zerreißt ihn von oben bis unten . . .

Jetzt kann ſich der Straßenbahnmenſch nimm er hal-

ten. Er ſtampft in den Wagen und ſchreit: „Hören Sie mal! . . .“

Die Fahrgäſte ſind aus dem Häuschen.

Der Herr Doktor wartet aber keineswegs ab, er läßt den Schaffner garnicht zum Reden kommen, er ſchnellt von ſeinem Sitze, hebt die Hand und krächzt: „Schaffner, laſſen Sie ſofort halten — mir iſt übel.“

Der Schaffner gurgelt: „Hier iſt keine Halteſtelle. Warten Sie gefälligſt bis zur . . .“

Der Herr unterbricht: „Sofort halten Sie! Ich muß mich . . .“ Er hält ſein Taſchentuch vor den Mund.

Der Schaffner — was ſoll er tun? — zieht heftig an der Klingelleine.

Der Wagen hält.

Alles guckt, was iſt.

Der Schaffner ringt nach Luft. Er flucht.

Die Fahrgäſte quietſchen.

Der Herr ſteigt gelaſſen und würdevoll ab, ſchwenkt ſein Taſchentuch und winkt luſtig dem Schaffner auf der weiterfahrenden Elektriſchen nach.

*

Digitized by Google

Der Mann mit dem XXX-Kopfe

Der Chemiker Tüngertal hat einen ausgeprägten Waſſerkopf.

Oder, um bei der Stange zu bleiben: einen H_2O-Kopf.

Der Unglücksmenſch trägt, um das Maß voll zu machen, einen unvorteilhaften, ſteifen Hut, der das Wäßrige unmäßig betont.

Sie wirken ſtets zu klein, die Hüte, die er aufhat.

Das liegt aber nicht an den Hüten, ſondern an dem Kopfe.

Der Kopf iſt etwas zu groß.

Eine pittoreske Beule am Hinterkopf — der Sitz der Sinnlichkeit — wuchtet koloſſaliſch unter dem Hute hinaus.

Tüngertal wurde dieſer Beule erſt inne, als er ſich gelegentlich auf einem Jahrmarkt von dem Silhouettenkünſtler Preetorius ſchneiden ließ.

Wie erſchrak er da!

Er hätte nie vermutet, daß ein mit einem Hute gezierter menſchlicher Schädel derart animaliſch auszuſehen ſich unterſteht.

Tüngertal ſchämte ſich heiß.

Digitized by Google

Und er sann auf Mittel, die Beule zu verstecken.

Nichts verfing.

Da schlug er kurzerhand einen Faßhahnen in den Hinterkopf und zapfte das überflüssige Wasser ab.

In einem Bierseidel fing er's auf.

Und einer Laune nachgebend, führte er das Glas mit dem eigenen H_2O zum Munde und kostete.

Es war Fusel, ganz ordinärer Fusel!

Hastig leerte er das Glas bis zur Neige — in dem dunklen Drange, das häßliche Geheimnis vom Erdboden zu tilgen.

Ach, hätte er es nie getan!

Der Fusel (Tüngertaler Treppchen, Eigenbau) verwirrte ihm den Sinn und wirkte, daß Tüngertal Dinge tat, die er nicht hätte tun sollen:

Er trieb die entleerte Beule des Hinterkopfes mit einem Hammer tief in den Schädel hinein und walzte und knetete — unter Zuhilfenahme einer Nudelrolle — so lange an seinem Haupte auf und ab, bis daß es die Gestalt eines steifen Hutes aufwies — — vom Nacken stieg es senkrecht aufwärts, von der Stirnwurzel stieg es senkrecht aufwärts, der Scheitel war milde abgeplattet.

Dann ergriff Tüngertal einen Topf schwarzen Lackes und bepinselte damit eigenhändig seinen Schädel.

Zum Beschlusse schnitt er aus einem seiner Lieblingshüte den Kopf heraus und schmiß ihn ins Feuer. Die

Digitized by Google

Krempe ſtülpte er auf. Sie ſank bis zu den Ohren, und es ſchien, als habe Tüngertal einen turmhohen Eierſieder auf.

In dieſem Aufzuge ging er auf die Straße.

Wenn er Bekannte traf, griff er höflich an die Krempe und lüftete ſie. Den Kopf behielt er auf.

Als aber die alſo Gegrüßten ihn entſetzt anſtarrten oder taten, als kennten ſie ihn nicht, geriet er in Verwirrung und verlor den Kopf.

Der Kopf zerſprang in tauſend Stücke.

Die Krempe ließ Tüngertal nicht aus den Fingern.

Ohne Kopf ſpaziert er durch die Straßen und ſingt dabei mit triſter Stimme: „Mit der Krempe in der Hand kommt man durch das ganze Land."

Dies freilich möchte ihm kaum gelingen. Denn ehe er durch das ganze Land gekommen ſein wird, dürfte man ihn in Gewahrſam gebracht und belehrt haben, daß eine Krempe, ſo nützlich ſie an und für ſich iſt, ihren tieferen Sinn einbüßt, ſobald ſie von dem zugehörigen Kopfe abgeſpaltet worden iſt.

*

Digitized by Google

Der Fimmel

Guten Tag, ich heiße Kleeditzsch, bin Schutzmann und habe einen Fimmel.

Lachen Sie nicht, es ist traurig.

Ich leide unter einem Zwange:

Wenn ich auf der Straße gehe — und das tue ich wahrlich nicht selten! — so muß ich alle Menschen, deren ich ansichtig werde, addieren.

Das ist noch kein Fimmel.

Mein Fimmel besteht darin, daß ich todunglücklich zusammenbreche, wenn die Addition keine gerade Zahl ergibt.

Ich treibe die Menschen zu Paaren.

Paketweise fasse ich sie zusammen: 2, 4, 6, — 8 — — — 10, 12, 14, — — und eine alte Frau — — um Himmelswillen! — macht 15! Das darf nicht sein!! — Entweder 14 oder 16!

Eine gerade Zahl stimmt mich heiter, und alles ist in Butter.

Aber wenn's nicht klappt, und eine ungerade Zahl springt heraus, so ist mein Leben verpfuscht, und ich mag mich getrost aufknüpfen.

Digitized by Google

Eine ungerade Zahl lähmt mir die Daſeinsfreude und legt mich brach.

In meiner Verzweiflung ſcheue ich die albernſten Mätzchen nicht, um mich zu betrügen und dem Gräßlichen zu entwinden.

— — Wenn ich zähle: 2, 4, 6, ein Ehepaar 8, ein Dienſtmann 9, eine Nonne 10, — ſo iſt alles in Ordnung, und ich bleibe im Gleichgewicht ... Aber da biegt unausbleiblich ein ſchurkiſcher Briefträger um die Ecke, und, ob ich will oder nicht, ich *muß* weiterzählen, 11 — —, und das iſt mein Ruin.

Da überquert ein Pudel die Straße! Der muß mir helfen! Der muß mich retten!

Ich ſchlage ihn — gleichſam unter der Hand — zu dem Briefträger, das Dutzend iſt voll, und ich bin erlöſt.

So und ſo oft iſt freilich weit und breit kein Hund zu erſpähen, der mich erlöſt.

Dann zähle ich einen Schubkarren mit oder einen Baum oder ein Stück Papier, das ich zu meinem Zwecke belebe und als Menſchen behandle, ich Dublettenmacher.

„Verzeihen Sie," ſage ich zu dem Stück Papier, „aber ich muß Sie mitwirken laſſen. Ohne Ihre Hilfe kann ich nicht weiterſpielen; ich bin auf Sie angewieſen. Sie vergeben ſich dabei nichts, Sie ſind in beſter Geſellſchaft. Halten zu Gnaden!"

Dieſer blöde Betrug, den ich an mir ſelbſt verübe,

Digitized by Google

macht mir argen Kummer. Ich ſtehe Höllenqualen aus.

Nun bin ich auf ein allerletztes, äußerſtes Mittel verfallen, das mir aus jedweder Verlegenheit helfen muß: Ich rechne mich ſelbſt mit!

Iſt die Summe der addierten Menſchen eine gerade Zahl, ſo brauche ich mich nicht und habe allen Grund, mich zu ignorieren.

Iſt hingegen die Zahl der addierten Menſchen eine ungerade, ſo füge ich raſch meine eigne Perſon hinzu — und die Rechnung iſt glatt!

Es iſt aber trotzdem kein Leichtes, auf der Straße fortgeſetzt addieren zu müſſen, und ich gäbe etwas drum, wenn ich von dem Fimmel geheilt wäre.

Nicht mehr auf die Straße gehen, raten Sie mir?

Da haben Sie gut raten.

Sie können ſich das vielleicht leiſten. Aber ein ſtaatlich beſoldeter Schutzmann, deſſen Beruf es iſt, den geſchlagenen Tag ſtraßenauf und -ab zu pilgern, kann ſich das nicht leiſten.

Ich bin als Schutzmann abgeſtempelt und behördlich geeicht. Extravaganzen ſind nicht zuläſſig.

Was ſoll ich tun?

Um meine Entlaſſung werde ich nachſuchen, auf daß ich mich tief ins Privatleben zurückziehe.

Digitized by Google

Aber wenn mir der Staat keine angemeſſene Rente zahlt, nützt mir das ſchönſte Privatleben nichts.

Der Staat iſt reich. Mag er mich unterſtützen!

Wo nicht, ſoll er ſehen, was ich tue!

Ich ſchreibe meine Geſchichte auf und teile ſie der Oeffentlichkeit mit — unter dem Titel:

„Der Fimmel".

*

Digitized by Google

Auch e Duell!

Perſonen

Jonas — ein Radikaliſt
Abſalom — ein Schlappſchwanz
Naphtali — ein Idealiſt

Jonas (zu Abſalom): „Ich haſſe Naphtali. Könnt' ihn erſchießen!

* * *

Abſalom (zu Naphtali): „Du, der Jonas hat geſagt, er mecht' Dich erſchießen, eſo haßt er Dich!"

* * *

Naphtali (zu Jonas): „Du haſſeſt mich?"

Jonas: „Erſchießen könnt' ich Dich."

Naphtali: „Warum?"

Jonas: „Weil Du dran zweifelſt. Oder weil Du dran gezweifelt haſt, bis Abſalom Dir's ſagte."

Naphtali: „Das is kei Antwort."

Jonas: „Weil ich Dich haſſe. Erſchießen könnt' ich Dich."

Digitized by Google

Naphtali: „Tu's doch!"

Jonas: „Mit Freuden."

Naphtali: „Aber wann?"

Jonas (überlegt): „Morgen früh dreiviertel auf sieben."

Naphtali: „Bong!"

* * *

Am nächsten Morgen, früh dreiviertel auf sieben.

Absalom } „Guten Morgen!"
Naphtali }

Jonas: „Guten Morgen. Wir haben allen Grund, das zu wünschen. Aber es wird nichts nutzen."

Naphtali: „Hier ist der Browning."

Jonas: „Geladen?"

Naphtali: „Sieben Schuß. Für alle Fälle."

Jonas (nimmt den Browning): „Machen wir das nicht besser unter uns zweien ab?"

Naphtali: „Absalom is Sekundant."

Jonas: „Von mir aus. — Kann's losgehen?"

Naphtali: „Bitte!"

Jonas schießt sechs Schuß auf Naphtali ab. Peng — peng — peng — peng — peng — peng.

Naphtali ist zu Boden gestürzt.

Absalom: „War das nu neetig?"

Digitized by Google

Jonas: „Ja. — Aber Sie hätten nicht zu schwatzen brauchen!“

Absalom: „Erlauben Sie!“

Jonas: „Ich erlaube garnicht — — da — haben Sie . . .“

Er feuert den siebenten Schuß auf Absalom ab.

Absalom stürzt nieder.

Jonas: „Ein Glück, daß ich sämtliche Patronen verschossen hab. Mir is zumute, als müßt' ich mich selbst erschießen.“

Hängt sich auf.

*

Digitized by Google

Die tüchtige Hausfrau

Der wiederholten Einladung folgend, ſuchte ich die junge Frau eines Nachmittags in ihrem Heim auf.

Der Gatte war unnötigerweiſe auf dem Amt.

Erotiſche Hinterabſichten lagen mir fern.

Ich verſicherte: „Sie haben es ſehr hübſch eingerichtet. Nein, wirklich, ſehr hübſch! Ich habe ſelten eine ſo gemütliche Wohnung geſehen!"

Die Einrichtung war unmöglich. Möbel, Lampen, Gardinen, Tapete von einem hoffnungsloſen Ungeſchmack!

Aber daß mir die vielen, vielen Spinnweben auffielen, das konnte ich kaum bemänteln.

In jeder Ecke Spinnweben. Am Kamin, an der Decke, am Büfett, am Klavier, überall Spinnweben.

Eine Spinne, die anſcheinend ſoeben einer Maſtkur entronnen war, und der ich eine Karlsbader Reiſe dringend angeraten hätte, ſtakte über den Schreibtiſch.

Die junge Frau, die mich ſchärfſt beobachtete, fragte, ob ich die prächtigen Spinnweben bemerkt hätte.

Ich log herzhaft, dies ſei nicht der Fall.

Sie ließ eine Bockleiter holen, und ich mußte unter

Digitized by Google

allen Umständen hinaufklettern, um sie eingehend zu würdigen, die Spinnweben an der Decke.

Ich brach in Entzücken aus und beteuerte, noch nie in meinem Leben derart dekorative Spinngewebe gesehen zu haben.

„Die stammen noch von unsern Vorgängern," erklärte die junge Frau. „Und außerdem hat die Wohnung ein dreiviertel Jahr unbewohnt gestanden."

Wollte sie sich damit entschuldigen?

Hatten die Spinnweben tiefe Bewandtnis??

In alberner Konversationssucht zitierte ich:

„Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen!"

Lichte Freude glänzte aus den Braunaugen der Spinnenzüchterin:

„Vortrefflich! Sie haben es erraten! Jawohl, Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen! — Wissen Sie, ich bin so schrecklich abergläubisch, und da . . . und da brauch ich wenigstens nicht vor Mittag aufzustehen!"

„???"

„Ja, ich stehe nicht vor Mittag auf — der Spinnen wegen. Damit ich weder Kummer habe noch Sorgen."

„Aha!"

„Und da ‚Spinne am Abend erquickend und labend' ist, so muß ich abends nicht so früh zu Bett."

„Sehr schlau, gnädige Frau!"

„Nicht wahr?"

Digitized by Google

„Aber, sagen Sie, finden Sie die Spinnen des Abends tatsächlich so erquickend und labend . . ."

„Ach, das bilde ich mir doch nur ein — — und dann hat man auch eine Ausrede vor den Leuten!"

„Inwiefern?"

„Den Leuten sage ich, daß Spinne am Morgen Kummer und Sorgen bringt, und daß ich deshalb morgens liegen bleibe — und ins Schlafzimmer darf mir keine einzige! —, und wenn das niemand glaubt, so behaupte ich, die Spinnen seien der Fliegen wegen da!"

„Was??!"

„Der Fliegen wegen! — Die Spinnen vertilgen die Fliegen, nicht wahr? Und wir haben so rasend viel Fliegen im Zimmer. Ja, und deshalb halte ich mir Spinnen, damit diese die Fliegen auffressen. Ist das nicht riesig originell?"

Ich erklärte, daß ich das riesig originell fände.

Ist es auch!

*

Digitized by Google

Reihum

An einem Tümpel sitzt, zoologischen Betrachtungen hingegeben, der Dorfschulmeister von Rypnika. Bald guckt er erdwärts nach den quarrenden Fröschen, bald himmelwärts zu einem Storchennester auf der bejahrten Linde.

Die Frösche fesseln seine Sinne nicht; die Störche beanspruchen gründlicheres Studium.

Grad klappern die vier Jungen mit den Schnäbeln und speit die Alte ihren Mageninhalt aus — kotz Donderschlag! Der Alte aber schabt den klugen Hinterkopf mit sichtlichem Genusse am gespreizten Rückengefieder — es juckt ihn irgendwas.

Die jungen Störche haben reinen Tisch gemacht und wollen mehr. Die Alte flüstert ihrem Gatten etwas Besorgtes in das Ohr; der Alte schwingt sich in die Luft.

Des Lehrers Blicke folgen ihm.

In nächster Nähe läßt das Tier sich nieder . . .

Bautsch! — schlägt sich der Lehrer in den Nacken. Eine Mücke hat ihn gestochen.

Die Mücke hat längst das Weite gesucht, gefüllt mit Dorfschulmeisterblut.

Digitized by Google

Ein Froſch ſchnappt zu wie eine Falle und vertilgt das leichtſinnige Inſekt.

Der Storch hinwiederum langt ſich den Froſch und ſtrebt nach Hauſe.

Da knallt ein Schuß. Der Förſter hat den Storch getroffen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Neben Globus, Eichhorn und Elektriſiermaſchine prangt der Storch, ſchön ausgeſtopft, auf dem Schranke einer fernen Schulſtube.

Der Förſter hat ihn weggeſchenkt in eine Gegend, wo die Störche ſelten ſind, als einen Gegenſtand, der pädagogiſchen Erörterungen dienlich ſei.

Doch keiner ahnt, daß jener Storch unverfälſchtes Lehrerblut im Leibe hat.

Denn jener Froſch, der war der einzige nicht, den unſer Storch verſchlungen, und jene Mücke war die einzige nicht, die jene Fröſche ſpeiſten, und jene Mücken haben nicht nur jenes *eine* Mal dem Dorfſchulmeiſter von Rypnika Blut entzapft.

Das Blut von Dorfſchulmeiſtern iſt, ſo ſagte jemand ſchon, ein ganz beſonderer Saft!

*

Mysterium

Mitten auf der Straße am hellerlichten Tage steht ein dreijähriger Knirpserich und knöpft mit emsigen Fingerchen sein Hosenpförtlein auf.

Ein kleines Mädelchen, zierlich, blau und blond, verfolgt teilnahmsvoll das Treiben des Zweikäsehochs. (Mysterium!)

Der Knirps schickt sich träumerischen Auges an, sein Geschäft zu verrichten. Sieht das Mädel. Fragt: „Du mußt wohl auch mal?" Das Kleine: „Nein."

Der Knirps (fassungslos): „Nein? Du mußt nich??"

*

Digitized by Google

Drei Träume

(1)

Ich ſitze mit meinem kleinen Bruder im Zirkus ganz hoch oben auf der Galerie, in der Nähe einer Tür.

Es werden Löwen vorgeführt. Eine Löwin will das ausführen, was der Bändiger ihr ins Ohr flüſtert.

Während der Bändiger der Löwin etwas ſagt, blickt die Löwin uns haarſcharf an.

Wir kriegen Angſt, weil wir fühlen, daß die Löwin zu uns kommen wird. Wir ſtehen auf und ſtürzen zur Tür hinaus und ziehen die Tür mit uns fort und kauern uns in eine Ecke. Die Tür deckt uns.

Da hören wir ſchon die Löwin auf uns zukommen und ziehen die Tür an der Klinke feſt auf uns. Aber das Tier quetſcht ſeine Tatze zwiſchen uns und die Tür und legt uns bloß. Mit ſeinem Maule zieht es mir den rechten Schnürſenkel auf, wendet ſich ſodann um und läuft, als wäre nichts geſchehen, in die Manege zurück.

Die Löwin hat ihren Auftrag erledigt: Meinen rechten Schnürſenkel aufziehen.

Digitized by Google

(2)

Ich gehe ſpazieren. An einem Acker vorüber, der eine Tafel trägt: „Beſtellt!“ In einer Furche ſitzt ein großer Haſe, der hat ein Gefieder, ein Feder-Fell wie ein bunter Faſan. Ich will ihn fangen, weil er ſo ruhig daſitzt; da läuft er davon. Ich ihm nach. Ehe er in den Wald entſchlüpfen kann, kriege ich ihn zu faſſen und nehme ihn in den Arm wie ein kleines Kind. Es iſt ein kräftiger, großer Kerl, und ich kann ihn kaum feſthalten. Da denke ich: Den muß ich ſchlachten! Ein kleines Holzfällerhaus blinkt aus dem Walde, da gehe ich hin. Eine Säge, Arbeitszeug, ein Beil liegt herum. Mit dem Beil will ich dem Haſen den Kopf abhacken, aber gerade, wie ich zuſchlage, geht die Tür auf, und zwei Förſter treten ein mit den Worten: „Leben oder Tod!“ Da laß ich den Haſen laufen und gehe aus der Hütte hinaus. Draußen ſteht eine Menge Menſchen: Die Kaiſerin mit ihrer Jagdgeſellſchaft. Die Kaiſerin war Fritzi Maſſary vom Metropoltheater. Ich ſchließe mich der Geſellſchaft an, und wir ſtreifen durch den dicken, dichten Wald. Da kommen wir an ein zweites Holzfällerhäuschen, das iſt eine Dürerbundbude. An den Bäumen ringsum hängen Käfige. In den Käfigen ſitzen die herrlichſten Vögel: Rotkehlchen, groß wie Tauben; blaue und grüne Vögel. Und alle ſangen und tirilierten. Die Kaiſerin geht auf die Tür

Digitized by Google

des Häuschens zu und will sehen, wer darinnen wohnt. Die Tür öffnet sich, eine Hexe tritt heraus. Die ladet die Kaiserin ein, sich die Kostbarkeiten zu betrachten. Aber die Kaiserin fürchtet sich und geht nicht mit hinein. Da sagt die Hexe: „Noch einen Blick, Majestät!" Die Kaiserin aber wendet sich ab. Da bricht die Hexe zusammen und spricht: „Ich selbst bin eine Kaiserin. Wenn ich drei Blicke auffange einer hierher verschlagenen Kaiserin, bin ich erlöst." Da blickt die Kaiserin der Hexe in die Augen. Aber es ist vergebens; denn es nützt der Hexe nur, wenn es geschieht, ohne daß sie dazu auffordert. Die Kaiserin weiß das nicht, sie meint es gut und schaut die Hexe abermals an. Die Hexe bleibt Hexe. Da wird die Kaiserin ungeduldig und stampft mit dem Fuße. Da öffnet sich der Erdboden, und alles versinkt.

(3)

Ich muß eiligst vom Südpol zum Nordpol.

Zwei Kilometer bin ich schon vom Südpol abgerückt — ich laufe tüchtig — — — — da knattert ein Automobil an mir vorüber.

Das Auto ist groß wie ein Walfisch und rot lackiert. In der hinteren linken Ecke sitzt, die Arme verschränkt, ein Mensch mit einem himmelblauen, ellenlangen Barte und in einem bauschigen Kaftan von der Farbe des Autos. Auf dem Kopfe hat er eine Tiara.

Digitized by Google

Das Auto raſt in der Richtung zum Nordpol.

Der Blaubart hat mir einen ſchaurig-ſtechenden Blick zugeſchleudert.

Das Auto läßt im Davonraſen die erſten vier Akkorde der Tannhäuſer-Ouvertüre erdröhnen.

Es verſchwindet in der Ferne, wird immer kleiner, immer kleiner, weg iſt es. — —

Ich wandere und wandere nordpolwärts.

Nur langſam komme ich vom Fleck. Der Erdboden iſt glitſchig und quallig wie Gallert.

Ich bin Stunden lang gewandert, — — — da praſſelt ein Automobil an mir vorüber. Es iſt rot lackiert und groß wie ein Walfiſch. In der hinteren linken Ecke ſitzt, die Arme verſchränkt, ein blaubärtiger Menſch mit einer Tiara auf dem Kopfe.

Das Auto verliert ſich in der Ferne, wird immer kleiner und kleiner, — weg iſt es. — —

Ich wandere weiter.

Sonne, Mond und alle Sterne ſtehen am Himmel und ſchauen mich an.

Ich gehe auf einer morſchen, ſchwankenden, krachenden Brücke. Die Brücke verbindet den Südpol mit Auſtralien. Die Brücke iſt endlos, und ich verzage.

Klein und erbärmlich ſetze ich mich auf einen Kamelhöcker. — Kamelhöcker zieren die Brücke als Meilenſteine

Digitized by Google

und als Ausruhebänkchen. „Weidmannsheil" steht auf den Höckern oder „Nur ein Viertelstündchen".

Da höre ich die Hupe des roten Autos erdröhnen.

Das Auto jagt auf mich zu.

Mit einem Rucke bremst es — knapp vor mir —

Der Wille des Blaubärtigen regiert es.

Ohne eine Miene zu verziehen, fragt mich der Blaubart nach dem Wege zum Nordpol.

Ich weise ihm die Richtung.

Die Hupe erbraust, und das Auto rattert von dannen.

Es entschwindet meinen Blicken. — —

Ich wandere weiter. Ich wandere und wandere.

Endlich habe ich Australien erreicht.

Ich danke Gott und sinke in die Knie. Sand ist um mich, der von Geburtshelferkröten wimmelt.

Ich bete lange Zeit.

Da surrt das rote Auto an mir vorbei. Der Mann mit der Tiara blitzt mich gräßlich an.

Das Automobil verliert sich in der Ferne. Weg ist es —

Ich erhebe mich und pilgere weiter.

Ich muß zum Nordpol.

Noch bin ich keine Stunde lang auf den schillernden Kröten gewandert, da höre ich das Auto heranbrausen.

Ich stelle mich dem Auto in den Weg.

Das Auto jagt mit brutalem Getöff auf mich zu.

Ich will, daß das Automobil steht.

Digitized by Google

Und wirklich: mit einem eklen Laute bremst das rote Ding dicht vor mir.

Ich setze mich zu dem blauen Teufel in den Wagen und schreie ihm ins Ohr, daß ich gleichfalls nach dem Nordpol zu gelangen beabsichtige.

Das Auto rollt davon, es rollt und rollt, es braust in wahnwitzigem Tempo nordpolwärts.

Das Auto rast.

Die Sinne schwinden mir.

Jahrelang — wie mich dünkt — rasen wir dahin.

Plötzlich . . gibt es einen scharfen Ruck, — — und ich stürze kopfüber aus dem Wagen.

Das rote Ding flitzt weiter.

Ich sehe es in weiter Ferne entschwinden. Weg ist es.

Ich blicke um mich.

Wo bin ich? Wo bin ich??

— — — — ich bin am Südpol!

(Ein Hahn kräht dreimal.)

*

Digitized by Google

Die Bekanntschaft

In Arosa wurde mir ein Herr Simon Kuffpuller vorgestellt, ein süßlicher Mensch, der aus der Posamenten-Branche stammte und sich in seinen zahllosen Mußestunden den Luxus leistete, ein Schöngeist zu sein, was sich darin kundtat, daß er sämtliche Ullstein-Bücher verschlang und Abonnent der „Fliegenden" war; überdem besuchte er jedes erreichbare Kabarett.

Dieser Herr schien viel für mich übrig zu haben und legte ein hitziges Interesse für meine Arbeiten an den Tag.

Durch irgendeinen vertrackten Zufall hatte er Wind bekommen, was ich treibe, und ich wurde ihn nicht los.

Erst wollte er Einzelheiten erfahren über dichterische Konzeption und dergleichen. Wollte wissen, wie's „gemacht" wird.

Ich teilte ihm mit, daß bei mir von „dichterischer Konzeption" keine Rede sein könne, da ich kein Dichter sei, sondern ein Alltagsschriftsteller.

Herr Kuffpuller fragte mich des weiteren nach den Preisen, die ich erziele.

Digitized by Google

Ich log, was das Zeug hielt, und renommierte mit Summen in schwindelnder Höhe.

Kuffpuller glaubte mir aufs Wort und forschte schließlich nach Intimitäten meines Privatlebens.

Ich wich seinen Fragen aus und bediente mich gewisser Worte wie „Schleier" und „Nebel". Ich sagte etwa: „Ich liebe es, über mein Privatleben einen mystischen Schleier zu ziehen," oder: „Ich fühle mich wohl, wenn ich Nebel um mich weiß."

Ich hatte kaum das „Nebel" ausgesprochen, so schoß Herr Kuffpuller los:

„Kennen Sie den Witz?"

„Nein. Welchen?"

„Den mit Nebel!"

„Bitte!"

„Ein Mädchen wird in der Schule gefragt, was Nebel ist. Da sagt sie — hahahaha! — da sagt sie — es ist zu ulkig! — hahahaha! — sagt sie: Nebel ist das kleene Knöppchen vorn am Bauche — hahahaha!"

Mit den Worten „Auf Nimmerwiedersehen, Herr Kuffpuller" ließ ich den Herrn Kuffpuller stehen.

Wieder ein Verehrer weniger!

*

Digitized by Google

Mnemotechnik

Bumphei kann die Schlacht bei Richemonde oder vielmehr die Jahreszahl der Schlacht bei Richemonde — 1040 ſagt er immer, dabei iſt es 1080! —, kann ſich die Jahreszahl 1080, die Schlacht bei Richemonde, welche Landgraf Dudowitſch mit dem Gummipickel — weshalb er ſtets verſchleiert ging — bei dem gleichnamigen Orte (Richemonde) geradezu glänzend gewann, und welche mit einem lapidaren Verluſte der gegneriſchen Partei einen von Waffengetöſe widerhallenden Abſchluß fand, an welchem ſie (die Partei) auf Jahre hinaus in unangenehmſter Weiſe zu nagen hatte, ja wo war ich denn ſtehen geblieben, nicht merken. Richtig.

Bumphei, der die Zahl 1080 lernen wollte, ging zu dieſem Zwecke und mit ſeinem Manko auf ein Mnemotechnikum.

Daſelbſt wurde er von einem abgeſeimten Mnemotechniker folgendermaßen belehrt:

„Die abgezifferte Querſumme plus dem Stabnumerus ergibt 1080. Richemonde. Halt! Nennen wir Richemonde zu unſerem Bedarfe Richmond. Zu merken an dem Operntitel: Marta oder der Markt zu Richmond; hat

Digitized by Google

8 Buchſtaben, ergibt alſo eine achtſtellige Zahl. Ich ſetze für jeden Buchſtaben die Zahl, die er — das Alphabet in Zahlen umgeſetzt — als Buchſtabe bildet. R 17, i 9, c 3, h 8, m 12, o 14, n 13, d 4, ſehr einfach, nicht wahr? Richmond gibt alſo die Querſumme 80 — leuchtet Ihnen ein, nicht wahr? Richemonde wiederum enthält oder beſteht aus, kurz und gut hat zehn Buchſtaben. Dieſe zehn und die ſoeben erhaltene achtzig nebeneinander geſetzt, bilden die gewünſchte 1080. Sie ſind jederzeit in der Lage, falls Sie die Zahl 1080 nicht vergeſſen, ſich den Ableitungs-Prozeß zu rekonſtruieren. Das Honorar beträgt zehn Mark achtzig. Bitteſchön."

*

Digitized by Google

Die erleuchtete Hütte

Ich pflege allmonatlich ein Mal ins Varieté zu gehen.

Das iſt eine jener ſpießigen Gewohnheiten, von denen ich nicht loskomme.

Ich hab aber auch gar keinen Trieb, von ihr loszukommen; denn ich gehe gern ins Varieté. Das ſag ich offen.

Da kriegt man wenigſtens für billiges Geld handfeſten Blödſinn zu ſehen oder gutgezüchtete Artiſtik, die durch keine angewandte Kunſt verbrämt iſt, und überhaupt: man weiß im vorhinein, woran man iſt. —

Oft und oft und immer wieder muß ich im Varieté ſogenannte Schnellmaler beſtaunen.

Das iſt großartig, was die vollbringen!

Die hauen Dir in zwei, drei Minuten ein rieſengroßes Gemälde fix und fertig zuſammen, woran ein Liebermann oder Leiſtikow jahrelang ſchwitzen würde.

Rubens nennt ſich der eine durch die Blume, andere tragen ganz ſimple, ſterbliche Namen; auch Damen produzieren ſich in dieſer geſchwinden Kunſt.

Im Laufe der Zeiten iſt mir aufgefallen, daß alle die Schnellmaler ſamt und ſonders ohne Ausnahme — ſie

Digitized by Google

mögen heißen, wie sie wollen, sie mögen jung sein oder alt, weiblich oder männlich — daß sie alle als Glanzstück eine Winterlandschaft auf die Leinwand zaubern (ist es Leinwand?), in der stimmungsvoll eine einsame Hütte vor sich hin idyllt.

Und in dieser Hütte sind sämtliche Fenster effektvoll erleuchtet!

Das fiel mir auf.

Das machte mich stutzig.

„Mein Freund," sprach ich zu mir — denn ich stehe mit mir auf dem Duz-Fuße —, „dies ist beim Himmel unerhört eigentümlich, daß sie — einer wie der andere — eine verschneite Hütte malen, deren Fenster allesamt hell erleuchtet sind. Wenn zwei oder drei die gleiche Hütte malten, so möchte ich zur Not an einen Zufall glauben, wie er den Künstlern nur allzu häufig mitspielt, und den der Hämling mit der rücksichtslosen Bezeichnung Plagiat abtut. Aber da sie alle, alle jene Hütte malen, so muß etwas daran sein; sie muß international sein, iene Hütte, oder eine sogenannte Sehenswürdigkeit, etwa wie die blaue Grotte auf Capri oder der Scherbelberg bei Leipzig. — Diese Hütte mußt du ausfindig machen!"

Und ich schloß meinen Laden und zog mit Sack und Pack in die Welt, um die Hütte zu suchen.

Ich pilgerte und pilgerte. Sommers und winters.

Digitized by Google

Jahraus, jahrein. Straßenauf, ſtraßenab. Bei Regen und bei Sonnenſchein. Ich pilgerte.

Und allezeit verſtand ich es, um die Stunde, wo ſich Tag und Nacht vermählen, an der Peripherie einer Stadt oder vor den Toren eines Dörfchens oder in der Nähe verlorener Gehöfte zu halten.

Ich legte mich allabendlich auf die Lauer, um das Anzünden der Lichter abzupaſſen.

Ich fand die Hütte nicht.

Wohl fand ich Häuſer und Bauten genug, in denen eine Stube oder zwei erhellt wurden, aber niemalen erſchaute ich, daß hinter ſämtlichen Fenſtern das Licht brannte.

Ich fand die Hütte nicht.

Da gab ich es auf.

Da warf ich die Flinte ins Korn.

Da kam ein Gendarm und verhaftete mich und ſteckte mich ins Loch wegen unbefugten Tragens von Schießwaffen verbunden mit angerichtetem Flurſchaden.

Das hab ich davon.

In der Stille des Gefängniſſes iſt mir Muße, über das Geheimnis der erleuchteten Hütte nachzugrübeln.

Sie wird wohl garnicht exiſtieren, denke ich. Die Hütte.

*

Digitized by Google

Mythologie

Otto Prometheus, der am Felsen Festgeschmiedete, reckt seinen Kopf, daß alle 67 Halswirbel knacken.

Es wird licht hinter den Bergen, und die junge Welt loht auf.

Unwillkürlich formen Ottos Lippen den Reim „Sonne-Wonne".

Aber mit der Sonne über die Berge herauf kommt der unvermeidliche Adler mit hungrigem Eingeweide.

Was Wunder, daß Ottos Lippen den Reim „Leber-Schmerz" formen?

Prometheus hat eine Wut auf den Adler, wie sie ausschließlich im Altertum aufzutreten pflegte.

Nebenbei hat er einen geharnischten Schnupfen, was die Wut verachtfacht.

.... Der Adler schwirrt herzu.

Dem Prometheus kriecht eine Laus über die Leber!

... Der Adler rumplert geradeswegs auf Otto los und denkt: „Zum frühen Morgen Leber — mittags Leber — als Abendkost Leber — eegal Leber, eegal Leber ..."

Er läßt sich auf Prometheus nieder.

Digitized by Google

Erblickt die Laus.

Spricht: „Otto, Ihnen is wohl eine Laus über die Leber gelooſen?"

Otto: „Fragen Sie nicht ſo töricht! Die Laus looft mir noch über die Leber!!"

Der Vogel pickt die Laus auf und entfleucht. Schmatzt: „Endlich mal eine Abwechſlung!" und läßt den Ex-Titanen für dieſen Tag ungeſchoren.

Dagegen am folgenden Morgen, da macht er ſich zur gewohnten Stunde auf den Weg zum Prometheus-Felſen.

Kaum erſpäht Prometheus den Adler, ſo läuft ihm eine Laus über die Leber.

Hart vor dem Ziele trifft der Adler einen alten Bekannten, der ihn auf ſeinen Horſt zu Gaſte lädt.

Den Leber-Otto vergißt der Adler einfach.

— —

Die Laus hat unterdeſſen von der Leber gekoſtet.

„Nicht übel," meint ſie und ſchnabuliert.

Prometheus ſpricht: „Na, mir kann's ja gleich ſein, wer die Leber frißt" und läßt die Laus ſich gütlich tun.

Die Laus vertilgt die Leber und vertilgt, was nachwächſt.

Am nächſten Morgen iſt keine Leber mehr da.

Die Laus bläht ſich. Fett wie eine Ratte.

— Wie nun der Adler kommt, findet er ſtatt der Leber *was* vor? Eine Rieſenlaus.

Digitized by Google

Da läuft ihm eine Laus über die Leber.

Und der dem Prometheus über die Leber laufenden Laus läuft auch gleich eine Laus über die Leber.

Na, ich danke!

*

Digitized by Google

Sagt's nicht weiter!

An einem „Konfektions"-Geſchäft las ich das Schild „Zurückgeſetzte Preiſe".

Das prägte ich mir ein; denn ich dachte: „Da muß etwas Wahres dran ſein; mal ſehen, ob's ſtimmt."

Und — erſchreckt nicht! — im Dunkel der Nacht brach ich in das Geſchäft ein, ebnete mir beim Schein meiner Taſchenlampe einen Pfad nach dem Warenlager und machte mich auf die Suche nach den Preiſen.

Siehe, ich fand ſie im Winkel hocken. Sie fühlten ſich ſehr zurückgeſetzt.

Demnach entſprach das Schild der Wahrheit, und ich hatte Urſache, mit dem Kopf zu nicken.

Die Preiſe rappelten in ihrem Winkel — — froh, daß ſich jemand um ſie bekümmerte. Sie wollten mir durchaus um den Hals fallen. Ich wehrte ihnen und richtete unterſchiedliche aufmunternde Worte an ſie. „Seid gutes Muts," ſagte ich unter anderem, „und harret aus in Geduld; wer niedrig ſteht, der wird erhöhet werden, wie Viktor Léon im ‚Fidelen Bauer' ſo richtig ſagt."

Die zurückgeſetzten Preiſe zogen zweifelhäftige Geſichter. Ich ſah es ihnen an: Sie hofften nimmer auf

Digitized by Google

Erhöhung. Die „Saison" war „vorgerückt". Sie würden zurückgesetzt bleiben müssen.

Da erbarmte ich mich über sie und schraubte sie gewaltig in die Höhe.

Meine Sendung war erledigt.

Ich ging, von den Segenswünschen der gesteigerten Preise begleitet.

— — — — —

Am Morgen, als der Besitzer sein Geschäft betrat, traute er seinen Augen nicht.

Was war das mit den Preisen??

Oho!

Er packte zornkollernd die zurückgesetzten, künstlich in die Höhe getriebenen Preise bein Schlafittchen und schlenkerte sie zum Tempel hinaus.

Dies hätte er nicht tun sollen.

Die Preise fanden ihr Fortkommen . . . aber das Geschäft, preiselos, machte Pleite.

Der Besitzer des Ladens entleibte sich.

Na, und wer ist dran schuld?

Ich selbstverständlich.

Aber das weiß kein Mensch, und ich werde mich schwer hüten, das Geheimnis auszuplauschen.

Euch kann ich es anvertrauen, — — aber sagt's nicht weiter!

*

Digitized by Google

Abend unter Flieder

Ein grüner Er.

Eine Sie, die längst noch nicht flügge ist.

— —

Er und Sie und duftender Flieder (altmodischer Trick).

„Liebst du mich?"

„Ich weiß nicht."

„Gib mir einen Kuß!"

„Wenn du drum bittest!"

„Bitte gib mir einen Kuß!!"

Sie gibt.

„Noch einen!"

„Wenn du vor mir niederkniest!"

„Nein, da mach ich mir die Hose schmutzig." (Er läßt weg: . . . „und da zankt Mama, wenn sie was merkt.")

Schweigen der Betretenheit.

— —

Eine Bank.

Eine Bank voller Möglichkeiten!

Er setzt sich und rutscht eilends hin und wider, steht auf und bietet ihr den Platz an, gesäubert, wie er ihn hat.

Digitized by Google

Sie iſt verſöhnt. Die Hoſe iſt verziehen. Ein Kuß keimt in ihr auf.

Ein vielausdeutbares Schweigen.

Das Schweigen währt.

O weh: die Szene geht perquer! Im zarten Unterleib der Sie ſchafft ſich ein ungebärdiges Kollern Geltung, und alles Ueberirdiſche der Situation verfliegt. Die ſtimmungsvolle Lüſternheit iſt umgekippt, und Er denkt wohlerzogen: „Der liebe Gott hört alles!"

Hinzu kommt, daß der jugendliche Er mit großem Willensaufgebot und mäßiger Geſchicklichkeit einen vierſchrötigen Rülps zu unterdrücken ſucht.

Man fühlt ſich Erdenwurm, und Skrupel rauſchen mit den ſchwarzen Fittichen.

Reſultatlos, ohne Knalleffekt mündet der Abend aus, und nicht die winzigſte Spur von einer Nachtigall läßt ſich herbei, tendenziös zu ſchelehuchzen. Und das iſt gut ſo, nöch?

*

Digitized by Google

Küken

Für Walter Schindler

Hatte die Schale durchgepickt, alte, große, dicke Schale, und ſich dem Ei entrungen. Ah. Stand da mit bleiſchwerem Kopfe und ſchöpfte vor allen Dingen erſt einmal tief Atem. Donnerwetter. — Was nun? . . . Ah, die Klucke. Feucht, klebrig, benommen torkelt das Küken unter die brutwarmen Fittiche der Alten und dröſelt augenblicklich ein. Einszweidrei iſt es wieder im Himmel, iſt es wieder ſelig. Küken ſchläft. Schläft tief und hingebungsvoll. Schläft ſich heiß.

Da kommt — oh, gucke — da kommt eine alte, große, dicke Hand, umfaßt das Küken von oben her und verſchleppt es. Schleppt es weit weg. Dem Küken iſt wie Kindern im Fahrſtuhl zumute: Der kleine Magen hebt ſich aus und fängt einen Fahrſtuhl für ſich an. Das winzig-winzige Küken-Herzchen bubbert.

Auf einmal iſt es wieder himmliſch, warm und wohlig. Die dunklen, ganz runden, kullrigen Küken-Aeuglein ſchauen weltbegierig und ſtaunend in l a u t e r Dunkles. Die große Hand hat nämlich das Küken in einen Topf

Digitized by Google

mit mollig-weichen Tüchern verſenkt und das Tierchen bis zur Naſenſpitze hineingemummelt. Der Topf ſteht in der leicht geöffneten, vom Kochen warmen Ofenröhre. Der Topf, das iſt die Welt. Das Küken hatte ſich die Welt anders vorgeſtellt. Lichter, heller, freier. Es erfährt ſeine erſte bittere Enttäuſchung. — In der Ofenröhre bleibt das Küken, bis es hübſch trocken iſt. Das dauert geraume Zeit. Das Körperchen erwärmt ſich, und je wärmer es wird, um ſo mehr ſchwindet des Kükens Intereſſe für die Welt. Ob es dunkel iſt oder nicht . . . warm iſt es. Was das Dunkel iſt — — belanglos! Hauptſache: warm iſt es. Himmliſch warm iſt es! Sänftiglich duſſelt Küken hinüber. Im Dunklen ſchläft ſich's herrlich. Die Welt iſt zappenduſter. Und der unter der Klucke angeſponnene, fühlbar ſtärkende Schlummer wird gehörig fortgeſetzt. Küken ſchlummert. Schlummert aus Leibeskräften; ſchlummert, was das Zeug hält. —

Was ewig iſt, weiß Küken nicht. Aber es empfindet unterbewußt, daß es eine Ewigkeit entlang geſchlummert hat. Es iſt plötzlich hell und fröhlich und lichterloh um das Küken. Ach, und Küken kann nicht kucken. Es iſt gar ſo hell und fröhlich ringsum. Eben erſt war die Welt noch pechfinſter, und jetzt iſt ſie plötzlich licht und heiter. Wie geht das zu? Küken wundert ſich. Nein, ſo was! Ja, die Welt!

Die große Hand hat nämlich den Topf mit dem Küken

Digitized by Google

auf den Küchentiſch geſtellt und nimmt das kleine Dingchen heraus.

Auf dem Tiſch, das iſt nun erſt die eigentliche, die richtige Welt: groß, lang, glatt und gelb. Und da liegen Kullern und etwas Weißes. Das Weiße iſt naß. Das weiße Naſſe ſoll Küken trinken. Küken weiß noch nicht, was Trinken iſt. Küken kennt nur Schlafen. — Es tappelt auf das weiße Naſſe los. Milch. Und die Kullern, das ſind Hirſekörnchen und Senfkörnchen. Die Senfkörnchen ſollen den Appetit und inſonderheit die Trinkluſt des kleinen Würmchens reizen. — Vorderhand genießt Küken nichts. Es bildet ſich ein, der Schnabel ſei zum Kucken da. Es kann ja noch nicht einmal ſtehen. Und Stehen, das iſt wichtiger fürs Leben als Trinken und Eſſen. Denkt Küken. Küken hat den Kopf voll. Das Stehen iſt eine verflixte Sache. Stehen will gelernt ſein. Stehen, das iſt: Nicht-Umfallen. Man muß die Beine breit machen und blatſchig — und muß rechtſchaffen balancieren. Balancieren iſt furchtbar ſchwierig. Das kann der Zehnte nicht. Küken ſteht da und balanciert.

Ein Finger der großen Hand ſchnippſt dem Küken ein paar Körnchen zu. Küken denkt, die reißen aus, und will hinterher. Aber Hinterherwollen und Hinterherkönnen iſt zweierlei. — Wieder reißen ein paar Körnchen aus. Küken bleibt vorſichtig balancierend ſtehen und überlegt grimmig. Die Körnchen muß es haben. Koſte es, was es wolle.

Digitized by Google

„Was, was machſt du mit mir?" denkt es. — Und wieder kullern einige Körnchen davon. Küken will ſich bücken. Es hebt das eine Bein hoch — und pardautz liegt der ganze Kerl auf dem Bauche — den Kopf weit nach den entkullerten Körnchen geſtreckt. — Küken hatte ſich das Bücken einfacher vorgeſtellt. Es weiß nicht, daß ſein Kopf ſo ſchwer iſt. Küken liegt da in tauſend Aengſten und ſtrampelt. Denkt, es muß liegen bleiben in alle Ewigkeit.

Da kommt die große Hand und hilft dem Küken auf die Beinchen und pflanzt es mitten unter die Körner. — Küken weiß nun, daß Bücken eine Kunſt iſt. Es achtet auf ſeinen Kopf und macht ſich ſchwer in den Beinen. Mühſelig und zaghaft pickt es einige Körnchen auf. Es geht. Es geht immer beſſer mit dem Picken. Sieh mal einer an, das iſt ja garnicht ſo unerlernbar! — Und aberwitzig unternimmt Küken zwei, drei Schritte nach den nächſten Körnern hin. Es ſtößt — tappig — die Körner mit ſeinem Beinchen fort, und die Körner kullern in das weiße Naſſe hinein. Achherrjeh. Küken tappelt den Körnern hinterdrein. Stellt ſich unſchlüſſig vor der Milchpfütze auf. Denkt, es iſt werweißwie tief.

Da kommt die große Hand und ſtippt das Küken erbarmungslos in das weiße Naſſe. Küken denkt, nun muß es ſterben. Küken glaubt, es geht auf Leben und Tod, und ſtrampelt und patſcht und wedelt mit den Flügelſtumpen. In den Naſenlöchern hat es Milch, im Schna-

Digitized by Google

bel hat es Milch. Küken ſchüttelt ſich und pruſtet. Ach, Welt, wie biſt du ſchwer. Aus Verzweiflung und in großer Not ſchluckt Küken hinunter, was es im Schnabel hat .... Ah, das ſchmeckt aber gut. Hätte Küken nicht vermutet. Sieh einer an. Welt, aus dir wird man nicht klug. Küken ſteht mitten in dem weißen Naſſen. Ganz, ganz vorſichtig bückt es ſich und titſcht den Schnabel in die Milch. Dann hebt es — ohne daß die Hand es gezeigt hat! — das Köpfchen hintenüber und babbelt. Uli, das ſchmeckt.

Aber die Anſtrengung war zu groß. Küken iſt erſchöpft, halbtot. Im Stehen fallen ihm die Aeuglein zu, und von Balancieren iſt keine Rede mehr. Der dicke Kopf baumelt trübſelig hin und her. Die große Hand greift Küken und ſteckt es zurück in den warmen Topf. Schwer ſchläft es und inbrünſtig. Im Schlafe träumt's. Es träumt von vielen, vielen Körnchen und lauter weißem Naſſen und von der großen Hand und von der Welt, die ſo zappenduſter und ſo lichterloh ſein kann.

Im Schlafe fühlt Küken etwas Feuchtes. Es knöpft die Augen auf und ... oh ... ſieht ſich ſelbſt neben ſich ſelbſt hocken. Es reißt die Augen ganz weit auf und befühlt ſich. Es iſt aber garnicht es ſelbſt, ſondern es iſt ein zweites Küken, das unterweilen ausgeſchlüpft iſt. Das erſtausgekrochene piepſt leiſe. Es begrüßt das neue. Das neue kann noch nicht piepſen, hat auch kein Intereſſe an

Digitized by Google

dem ersten; es will weiter nichts, als in Ruhe gelassen werden, damit es schlafen kann. Das erste läßt das zweite nicht in Ruhe; es ist übervoll von seinen Erlebnissen und muß erzählen. Es erzählt von der Welt und von dem weißen Nassen und von den Körnchen, die ausreißen. — Darüber wird es müde und schläft gleichzeitig mit dem Neuling ein. Die beiden schubbern sich dicht aneinander und schlafen gewaltig. — Sie schlafen, bis sie fressen müssen. Da rühren sie sich. Die Hand kommt und setzt sie in die glatte, große, weite Welt. Das ältere macht vor, wie man frißt. Es hat gedacht, es kann's, aber es kann es noch nicht und purzelt hin. Das zweite denkt, so wird's gemacht, und purzelt seinerseits eifrig hin. Die Hand schreitet hilfreich ein. Beide stehen wieder aufrecht und blatschig. Das erste — es fühlt sich blamiert und will die Scharte auswetzen — macht es noch einmal vor. Aber es torkelt und glitscht — hoppla — an das zweite dran. Und wiederum purzeln beide Küken hin. Oje, oje, oje! Die Hand läßt auf sich warten. Hinpurzeln, das ist leicht getan — aber in die Höhe kommen! Die beiden Küken kucken sich hilflos an; eines will's dem andern absehen, und keins kann es. Endlich naht die Hand und stellt die beiden Kerlchen an die weiße Pfütze. Das ältere zeigt — sehr behutsam —, wie man trinken muß. Das neue versucht's. Es geht. Nun tummeln sich die beiden auf der Welt und trinken und fressen.

Digitized by Google

Da kommt die große Hand und ſteckt die Küken in den Topf. Das erſte piepſt und zwitſchert. Das neue bemüht ſich, mitzuzwitſchern. Die Töne bleiben tief unten in der Kehle ſtecken. Schließlich glückt's. — Vom Piepen müde, ſchlafen beide ein.

Während ſie ſchlafen, ſteckt die Hand noch zwei und ſpäter drei friſch Ausgeſchlüpfte in den Topf. Alle ſieben huſcheln ſich innig aneinander und wärmen ſich und druſeln vor ſich hin. So vergeht eine Stunde. Dann rumort es in dem Topfe, und die beiden Aeltſten lehren den Neuankömmlingen das Piepen. Alle ſieben vollführen einen Heidenlärm.

Es iſt eine fröhliche, muntere Geſellſchaft. —

Aber es dauert nicht lange, da kommen ſie alle ſieben unter die Klucke, und da machen ſie Bekanntſchaft mit dem ſauſenden Webſtuhl der Zeit.

*

Digitized by Google

Fliegen im Spiegel

Zwei, vier, sechs, acht, zehn, zwölf, vierzehn, sechzehn, achtzehn, zwanzig, zweiundzwanzig Fliegen — — zweiundzwanzig Fliegen sitzen auf dem Spiegel, sitzen unbeweglich still.

Nachdem die zweiundzwanzig Fliegen lange, lange gesessen haben — unbeweglich still —, laufen zwei nach einer anderen Stelle.

Dann noch zwei.

Die übrigen achtzehn sitzen währenddem unbeweglich still.

Jetzt sitzen wieder alle zweiundzwanzig Fliegen unbeweglich still.

Es ist heiß.

Eine fliegt weg.

Zwanzig Fliegen sitzen auf dem Spiegel, sitzen unbeweglich still.

Ich mache eine Handbewegung.

Die Fliegen fliegen fort bis auf eine einzige.

Zwei Fliegen sitzen auf dem Spiegel, sitzen unbeweglich still auf dem Spiegel.

Digitized by Google

Die eine letzte und ihr Ebenbild im Spiegel.
Da fliegt auch diese weg.
Ich sitze vor dem Spiegel, allein, ganz allein.

*

Digitized by Google

Wie werde ich Millionär?

(1)

Ganz einfach.

Man gehe davon aus, daß nichts die Menschheit mehr brennt als die Frage: wie ist möglichst viel Geld zu verdienen? — Das geheime Lebensziel aller Menschen ist Geld. — Zum angenehmen Leben wie zum Leben überhaupt gehören bekanntlich drei Dinge: Geld, Geld und Geld. — Millionär oder wenigstens beinahe Millionär möchte jeder werden, der es noch nicht ist. — Ich will nicht ausfällig werden, aber es sei angedeutet, daß der Trieb nach Geld stärker ist als alle übrigen Triebe. — — Kurzum: Ein Buch mit dem Titel: „Wie werde ich Millionär?" wird von allen Menschen gekauft werden — einschließlich derjenigen, die es bereits bis zu Millionären gebracht haben. Die Millionäre werden wissen wollen, ob ihre Methode drin steht, und ob's überhaupt eine Methode gibt, — die Nicht-Millionäre werden wissen wollen, wie's gemacht wird. Selbst die, welche nicht im mindesten die Absicht haben, Millionär zu werden, erstehen das Buch. Aus purer Neugier. Und

Digitized by Google

weil sie schließlich auch ganz gern Millionäre werden wollen.

Also: Wie werde ich Millionär?

Höchst einfach.

Ich schreibe ein Buch mit dem Titel „Wie werde ich Millionär?" und gebe in diesem Buche den Rat (um Millionär zu werden), ein Buch zu schreiben mit dem Titel „Wie werde ich Millionär?" und darin den Rat zu geben, ein Buch zu schreiben mit dem Titel „Wie werde ich Millionär?".

(2)

Sollte die erste Methode versagen, so bediene man sich der zweiten, welche absolut unfehlbar ist.

Wie werde ich Millionär?

Ich nehme drei Mark und schaffe sie auf die Sparkasse.

Am nächsten Tage nehme ich abermals drei Mark und schaffe sie auf die Sparkasse.

Dies tue ich jeden Tag — 333333 1/8 mal.

... Dann bin ich Millionär.

*

Das Phantom

Der lyrische Lyriker Rosenblatt jagte einem Phantom nach.

(Meiner Treu, man kann das einem Lyriker nicht verübeln.)

Kaum hatte Rosenblatt das Phantom eingeholt — — das ist schon verdächtig; denn was ein richtiges Phantom ist, das läßt sich nicht einholen — kaum hatte er es eingeholt, stellte sich heraus, daß es seine Frau war.

Das Phantom war demnach gar kein Phantom.

Und das war gut so: Der Rosenblatt verdiente es nicht anders; denn er nahm es mit der ehelichen Treue nie genau und dachte in bezug auf sie: Biegen oder brechen!

Rosenblatt, entphantomt, ging in sich, montierte ab und deutete eine Lehre aus dem Fall, welche unten stehend als Moral der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden soll. Er schwor, niemals wieder einem Phantom nachzujagen, und sei es noch so verlockend, sondern sich mit seiner äußerst konkreten Frau zu begnügen.

Digitized by Google

Moral: Heirate nicht, wenn du lyrisch besaitet bist, und solltest du dies bereits getan haben, so jage nur solchen Phantomen nach, die sich nicht einkriegen lassen.

*

Digitized by Google

Fünf Begebenheiten,

die sich gleichzeitig an fünf verschiedenen Orten des Erdballs zugetragen haben

(1)

Sennhütte am Schwarzkofel. Abendrot. Die Sennerin, in ihrem Stübchen, verzehrt eine armstarke Wurstbemme und zieht währenddem mit der linken, freien Hand ihren linken Strumpf aus. Es beißt sie etwas.

Der Reisende Feodor Sommerlatte aus Neuruppin (Brautausstattungen und Irrigatoren) ist an der Sennerin Tür geschlichen und klopft.

„Fräulein Mirzl!"

„Jo! — Wör is denn drauß?" fragt die Dirn kauend.

„Ich!" antwortet Sommerlatte.

„Ich — wör is denn dös?"

„Nu — ich!!"

Mirzl hat keine Ahnung, wer Ich ist.

(2)

Dorfschmiede in Föresvardy.

Digitized by Google

Der Schmied iſt auf dem Weg zur Hebamme.

Die Schmiedin liegt in Kindesnöten. —

Die Gevatterin Piroska klopft an die Pforte. Sie will nach der Schmiedin ſchauen.

Es hört niemand.

Die Alte klopft abermals.

Jemand fragt matt, wer draußen iſt.

„Ich bin's!" antwortet die Gevatterin.

Die Schmiedin hat keine Ahnung, wer draußen iſt.

(3)

Blockwerk Za B 5 auf der Strecke Putbus-Guben.

Der Weichenwärter Alfred Höllriegel iſt fertig mit Dienſt; in zwei Stunden muß er wieder ablöſen. Er liegt auf der Pritſche und lieſt bei der Lampe den Roman: „Aus dunklen Häuſern Belgiens". —

Ella Pape, die dreißigjährige Ehefrau des Lokomotivführers Pape, weiß, daß Alfred Pauſe hat, und kommt, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Sie hat ſelbſtgebackenen Kuchen mit.

Höllriegel iſt gerade auf Seite 189.

Da klopft es.

„Wer is denn draußen?" fragt er.

„Ich!"

Höllriegel öffnet. Er weiß, wer draußen iſt.

Digitized by Google

(4)

Blockhaus am Ohio.

Tom Johnson und die Lachtaube sitzen beim Branntwein.

Die Lachtaube ist fünfzehn Jahre alt und in Tom verliebt.

„Der geladene Hengst" schleicht ums Haus, das Skalpiermesser in der Faust.

Tom hört ein Geräusch.

Die Lachtaube gleitet von seinem Schoße.

„Halloh — wer ist draußen?" ruft Tom.

„Der geladene Hengst'!" antwortet die Rothaut.

(5)

Studierzimmer des Geheimrats Distelbeck in Köln. Abends 9^{16}.

Distelbeck hat die Tür verriegelt; er sieht sich schweinische Photographien an. —

Studienrat Windisch klingelt bei Distelbecks. Er kommt zu dieser „ungelegenen" Stunde in einer dringlichen Angelegenheit.

„Der Herr Geheimrat ist in seinem Arbeitszimmer," sagt das Dienstmädchen.

„Ist gut — ich weiß Bescheid!" tönt Windisch und

Digitized by Google

geht den Korridor entlang bis an Distelbecks Arbeitszimmer.

Er klopft.

Distelbeck schrickt zusammen.

„Wer is denn draußen?" fragt er heiser.

Windisch: „Ich!"

Distelbeck (eklig): „Ja, wer is denn das? — Wer is denn draußen??"

Windisch: „Ich!"

Distelbeck hat keine Ahnung, wer draußen ist.

*

Digitized by Google

Das alte Fräulein

Sonntag-Abend.

Die Läden, die Werktags raſſeln und ſchellen, liegen auf der faulen Haut.

Sanft und ſpärlich hampeln einige brave Familien nach der Kirche. Es iſt höchſte Zeit, den alten Adam wieder einmal auszumiſten.

Schummerſtunde.

An einem Neubau ragt ein Poliziſt, Betrachtungen anſtellend. Vor dem Neubau iſt eine Bretterplanke aufgerichtet. Irgendwer hat mit Kreide darauf geſchrieben: „Wer das lieſt iſt dumm". Der Schutzmann hat den Satz geleſen und ärgert ſich wie nicht geſcheit.

Ein Knabe, die Matroſenmütze („Aviſo Tauentzien") auf dem blondzottigen Schopf, ſpringt vorbei, einen Reifen peitſchend.

Eine Haustür quietſcht verſchlafen. Fräulein Zierbein, das alte Madamchen, führt den Teckel aus.

Das Zierbein könnte längſt tot ſein, ſo alt iſt es. Aber es will nicht ſterben.

Der Teckel begibt ſich ſtehenden Fußes an einen Laternenpfahl.

Digitized by Google

Klapperig rackert eine Droſchke über das Pflaſter. Inhalt: Frau Unterlehrer Senf.

Ein Stern erfunkelt.

Fenſter werden zugezogen, Rolläden krachen herab mit Donnergepolter, pomadige Lichtlein flackern auf.

Eine Turmuhr macht ſich mauſig. Blecherne Schläge plauzen in die langatmige Stille.

Fräulein Zierbein ruft dem Hunde.

Dann trippelt ſie zum nächſten Briefkaſten.

Der Teckel denkt: „Da hab ich's einfacher!" und lieſt an einem Eckſtein die Geruchspoſtkarte: „Fifi war pünktlich um ſieben zur Stelle. Heiße Sehnſucht."

Die Alte ſteckt einen Brief in den Kaſten.

Der Teckel ſchlägt einen ſinnigen Salto mortale. Die Liebe!

Das alte Madamchen fühlt mit der Hand gewiſſenhaft durch den Schlitz, ob der Brief auch ordentlich hinunter geplumpſt iſt.

Da ſträuben ſich ihr alle imitierten Haare, und ſie ſchreit laut: „O mein Gott!"

Was hat ſie?

Sie hat — huch! — im Briefkaſten eine Hand geſpürt.

Halluzinationen?

Es iſt dunkel geworden, und das alte Madamchen fürchtet ſich.

Digitized by Google

Der Teckel wird gerufen, und gebißklappernd ſchlorrt das Fräulein heim.

Der Kobold im Briefkaſten kichert ſich eins.

Er lebt ſeit Erfindung der Briefkäſten im Briefkaſten und nährt ſich von Briefmarkenkleiſter und von den aufgebrochenen Briefſchaften verliebter Leute. Die Küſſe ſchleckt er auf. Oft vertauſcht er die Briefe und treibt poſſierlichen Schabernack.

Im Briefkaſten webt der Kobold.

Fräulein Zierbein hat ein Erlebnis gehabt, und ſie kann ſich nun erſt recht nicht entſchließen, der Welt Valet zu ſagen.

Sie ſchreibt glühende Briefe, die ſie an ſich ſelbſt adreſſiert, und bietet dem Weſen im Briefkaſten ihre Hand an.

Der Teckel fühlt ſich vernachläſſigt und wird fahnenflüchtig.

Der Kobold verſchmäht das alte Fräulein.

Stundenlang ſteht es am Briefkaſten und lauſcht, ob nicht ein liebes Wort erklingt.

Nichts.

Da legt es ſich aufs Liebesromane-Schreiben.

Und wenn es nicht geſtorben iſt, ſchreibt es heute noch.

*

Digitized by Google

Das Skelett

(Eine ziemlich hausbackene Groteske)

Das Skelett Dagobert hatte Appetit auf Kaugummi. Nichts hilft zuverlässiger über die Langweile des Grabes hinweg als Kaugummi.

Um Mitternacht machte sich Dagobert auf — fahl lag der Friedhof — der Wind raschelte in den Papierrosen, und die Wachsblumen fröstelten — machte sich auf und wanderte in die nahe Stadt.

In einem Anstandsorte hielt er sich verborgen, bis der Nachtwächter von der Bildfläche verschwunden war.

Dann fegte Dagobert nach der Apotheke und zog an der Nachtklingel. Er stellte sich das sehr einfach vor: Der Apotheker würde erscheinen, vor Schreck die Tür auflassen, und Dagobert könnte sich in Seelenruhe den gewünschten Kaugummi aus irgendeiner Schublade kramen.

Aber der Apotheker öffnete garnicht. Er hatte Damenbesuch.

Dagobert stand und sann. Er nahm sich vor, den ersten besten, den er träfe, höflich anzusprechen und zu

Digitized by Google

erſuchen, ihm Kaugummi zu beſorgen. Für lebende Menſchen iſt das ein leichtes.

. . . Der Kannegießer Balbulus kommt aus dem Kegelklub. Schlaftrunken und biertrunken.

Das Skelett ſtellt ſich vor ihm hin.

„Da legſt dich nieder!“ ſpricht Balbulus und prallt zurück.

„Auf ein Wort!“ flötet das Skelett.

Balbulus ergreift das Haſenpanier und entflüchtet.

Das Skelett hinterdrein.

Gaſſenauf, über den Marktplatz . . . ha, der Rathausturm! Balbulus rennt, was er kann, auf den Rathausturm los.

„Laufen Sie doch nicht ſo raſch!“ ruft das Skelett ärgerlich, „ich komme ja nicht nach!“

Balbulus klettert den Rathausturm hinauf.

Das Skelett hinterdrein.

„Sehen Sie, da habe ich Sie doch eingekriegt!“ will es zu dem keuchenden Balbulus ſagen.

Der Kannegießer jedoch läßt das Skelett garnicht zu Worte kommen, er packt es in wilder Angſt bei den Schulterknochen und ſchnellt es den Turm hinunter.

Da liegt es. Verbogen, zerbrochen und völlig aus dem Leime.

„Jede Verunreinigung dieſes Ortes iſt verboten!“ bemerkt eine Tafel.

Digitized by Google

„Ich verunreinige ja garnichts," antwortet das Skelett, „ich wollte bloß Kaugummi!"

„Was wollen Sie?" fragt die Tafel.

„Kaugummi!"

„Wozu?"

„Zum Kauen!"

„Und woher?"

„Von dem Manne da oben!"

Die Tafel blickt turmauf und erkennt im Dunkeln den Kannegießer Balbulus.

„Warte, mein Freund!" spricht sie, „du hast mich oft genug in den Wind geschlagen; mit dir habe ich sowieso Abrechnung zu halten!"

Und die Tafel klettert geschwind wie ein Eichhorn den Turm hinauf und klopft dem Balbulus gehörig auf den Kopf, so daß er zeternd hinunterrutscht.

Kaum hat er festen Boden unter den Füßen, so verläßt er fluchtweise den Schauplatz. Er zittert um sein Leben.

Das Skelett hat sich unterweilen erhoben, aber es ist noch nicht komplett. Der Oberkiefer ist verschwunden, und das eine Schienbein paßt nicht mehr.

Da nimmt es den Knochen unter den Arm, ruft der hilfreichen Tafel einen „Besten Dank!" zu und klappert hinter Balbulus her.

Balbulus ist am Ende seiner Kraft und gibt die Flucht auf.

Digitized by Google

Das Skelett bringt höflich sein Anliegen vor, und der Kannegießer macht sich erbötig, den Kaugummi zu besorgen.

Beide schlagen den Weg ein zur Apotheke, und Balbulus kauft für seine gesamte Barschaft — 5,80 Mk. — Kaugummi.

Der Apotheker war nämlich gerade aufgestanden, um sich etwas anderes als Lebertran zu holen.

Dagobert renkte sich währenddem das Bein ein.

Als Balbulus dem Skelett den Kaugummi einhändigte, lüftete dieses hocherfreut die Schädeldecke und bat vielmals um Entschuldigung wegen der unliebsamen Störung.

„Ach, das macht nichts," antwortete der Kannegießer, „gerne geschehen!" und „Es war mir ein Vergnügen, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben."

Dann wankte er heim.

Auch Dagobert zog sich zurück nach seiner Stätte.

Der Morgen dämmerte ohne Pointe.

*

Digitized by Google

Ein Opfer der Justiz

Herbert Kipfelt fühlte sich nicht wohl.

Stechende Schmerzen im linken Knie und Ohrensausen!

Er senkte einen Blick ins Adreßbuch und schrieb ins Notizheft: Dr. med. M. Splintkugler, Spezialist für Ohrensausen und stechende Schmerzen im linken Knie, Ehrensteinstraße 22.

Herbert ging hin.

Ein zerschmetternd schickes Persönchen öffnete die Tür und stopfte den sich nicht wohl Fühlenden in ein Wartezimmer, das von jeglicher Sauerstoffzufuhr abgeschnitten schien.

In drei Stunden las Herbert fünfmal die zwei Hefte „Ueber Land und Meer" und ersah daraus, daß der Weg über Land und Meer ins Reich der Inserate führt, dem Angelpunkte des Erdendrecks.

Nach getaner Lektüre begann Herbert, unter einer fixen Idee zu leiden.

Er bildete sich ein, in Knie und Ohr habe sich Kesselstein angesetzt, ganz gewöhnlicher Kesselstein.

Nach vier Stunden durfte Herbert in das Ordinationszimmer.

Digitized by Google

Er war auf nichts Arges vorbereitet.

Beizender Brodem schlug ihm entgegen.

Undurchdringliche Rauchwolken ballten sich. Und freilich war das Ordinations-Lokal ein Alchymisten-Keller; denn hier ward Gold gemacht.

Herbert stellte sich aufs Geratewohl und blindlings als „Kesselstein" vor.

Ein Baß dröhnte aus dem Hintergewölbe: „Treten Sie näher!"

Herbert trat todesverachtend näher, schritt tief in die Wolken hinein.

Bis er an einen Mann stieß, der aus einer Pfeife rauchte — — aus einer Pfeife, die den Tabak pfundweise faßte.

Woran und wo es fehle, fragte der Rauchende.

Herbert schilderte unter Hustenanfällen seine Leiden.

Der Spezialist sprach donnernd: „Alle Uebel, alle Gebrechen, alle Leiden, alle Beschwerden, alle Krankheiten, alles, alles ist zurückzuführen auf und hat seine Ursach' in dem verfluchten Nikotin. Gesund ist nur der Nichtraucher. In Ihrem eigenen Interesse verbiete ich Ihnen hiermit das Rauchen. Stellen Sie es ein. Es beschleunigt den Tod. Hören Sie auf die Worte eines Wissenden, gehen Sie heim und rauchen Sie in Hinkunft nicht mehr!"

Herbert durfte zehn Mark hinterlegen — — das Pro-

Digitized by Google

blem des Goldmachens lösen helfend — — und wankte hinaus.

Noch eine Minute, und er wäre dem qualvollsten Erstickungstode anheimgefallen.

Sein Kopf war ein Wespennest.

Drei Tage sah man nichts und hörte nichts von ihm.

Am vierten saß er in seinem Arbeitszimmer und rauchte wie sämtliche Schornsteine Sachsens zusammengenommen.

Am fünften war das Ohrensausen verschwunden.

Am sechsten beschwerten sich die Hausbewohner.

Am siebten stach das Knie nicht mehr.

Am achten leuchteten neben Herberts Haustür und an der Flurtür Schilder:

Dr. med. H. Kipfelt

Spezialist für Ohrensausen und stechende Schmerzen im linken Knie

Am neunten saß er in Untersuchungshaft.

Am siebenhunderteinundvierzigsten sollte eine Vernehmung stattfinden.

Er war nämlich angezeigt wegen verbrecherischer An-

Digitized by Google

maßung eines hochgradigen Titels in Verquickung mit böswilliger Irreführung des Publikums.

Die Vernehmung konnte nicht stattfinden.

Herbert war schon siebenhunderteinunddreißig Tage tot.

Er hatte das Nichtrauchen nicht vertragen.

*

Digitized by Google

Die intellektuelle Ziege

Eine junge Ziege weigerte sich, Milch zu geben — — sie sei zu Höherem geboren, behauptete sie.

Und während ihre Altersgenossinnen auf der Alm sich tummelten und das frische Grün schnorpsten, saß sie daheim im Stalle und trieb wissenschaftliche Studien.

Die Eltern schwiegen dazu. Sie sagten sich: unsere Irmgard ist jung und unerfahren und weiß noch nicht, was die Welt ist.

Als aber Irmgard sich immer tiefer in die Buchweisheiten hineinbohrte und vom Augenarzte eine dicke Brille verordnet kriegte, griffen Spott- und Hohnreden überhand, und es kristallisierte sich die Behauptung heraus, bei der Irmgard sei ein Mädchen locker.

Die Eltern, weit entfernt, gegen das törichte Tun ihrer Tochter einzuschreiten, schwollen vor Stolz an, indem sie sich nun auch ihrerseits einbildeten, ihre Tochter sei zu Höherem geboren.

Ein weitgereister Bock vertrat allerdings die Meinung, der Bildungstrieb der Jungfer sei allein darauf zurückzuführen, daß sie nicht d a s zu werden Anlage zeige, was man beim Pferde „rossig" und beim Hunde „läufig"

Digitized by Google

nennt. Und ihr Bedürfnis, sich irgendwie auszutun, sei in die falsche Bahn geraten.

Er hatte recht, der alte Bock. Bei der Jungfer Ziege war gleichsam eine Weiche falsch gestellt worden, so daß ihr Lebenszüglein in verkehrter Richtung dampfte.

Es wurde sichtlich ärger mit dem Tiere. Und eines Tages saß es gar — gelehrsam und bebrillt — im Hörsaale einer großstädtischen Universität und „hörte" Medizin.

Sie war Feuer und Flamme für diese Wissenschaft, die Ziege.

Aber, ihr Leute, was frommt das ganze Studium, wenn man zu intellektuell ist, um es auf die eigene Person anzuwenden, und beispielshalber beim Kapitel „Zeugung" nicht sich selbst getroffen fühlt?

Die Ziege dachte zu abstrakt.

Doch ziegenmäßig dumm arbeitete ihr Hirn, wenn es sich um Mitziegen drehte.

Von denen sagte es verächtlich: Dies seien Ziegen, püh, so richtige Ziegen, die sich mit nichts beschäftigten als mit Fressen, Milchen und Ziegenzeugen. Und ist man etwa dazu auf der Welt?

O nein; auf der Welt ist man, um Hirn-Produkte auf den Markt zu bringen, und um geistig zu schaffen und zu werkeln!!

Das Euter? — Eine störende Dreingabe!

Digitized by Google

Das Hirn? — Zentrum!

— — Bis an ihr Lebensende war die Ziege Irmgard geistig tätig — — für Gleichberechtigung mit Böcken trat sie ein und für das Ziegen-Stimmrecht und wie alle, die vom Kinderkriegen und Kinderwarten nichts verstehen, für Reformen auf dem Gebiete der Zicklein-Fürsorge sowie -Erziehung.

Der Jungfer Irmgard fehlte nichts als eine Ehe, obwohl sie dies — o schnöder Selbsterhaltungstrieb! — sich selbst nicht eingestand.

Es fühlte sich jedoch kein einziger Bock bemüßigt, sie zum Altar zu führen — — — die Ziege war — bei Gott! — zu intellektuell!

*

Digitized by Google

Hineinfall

Dem Verfasser der
„Dame mit den obszönen Haxen"

Ich betrete eine Kolonialwaren-Handlung.

Eine Kolonialwaren-Handlung!

Hinter der Ladentafel steht ein soeben aufgeweckter junger Mann und bändigt Heringe auf einem Nudelbrett und im Schweiße seines Angesichts.

Ich störe ihn und sprudele:

„Haben Sie die ‚Liaisons dangereuses' von Choderlos de Laclos aus dem Verlage a. D. Hans von Weber in der Uebertragung von Franz Blei mit alten Kupfern?"

Der junge Mann schmeißt mit teilweise gebändigten Heringen nach mir.

Ich suche das Weiteste.

Moral: Ei verflucht!

*

Digitized by Google

Arreſt

Man hat mir vier Tage Mittelarreſt aufgebrummt.

Um die erträglich zu geſtalten, rede ich mir mit ſuggeſtiver Kraft ein, ich hätte garnicht vier, ſondern vierzehn.

Ich betrüge mich ſo gleißneriſch, daß ich an die vierzehn Tage Arreſt glaube.

Nun ſitze ich den erſten Tag ab und male mir aus, wie ſich die Sache weiter entwickeln werde.

Am vierten Tage wollte ich mir — ſo war mein Plan — unverhofft mitteilen, daß ich begnadigt worden ſei, daß man mir die zehn Tage in Gnaden erlaſſen habe, und daß ich nunmehro meiner Straßen ziehen könne.

Auf dieſe Weiſe — als ein Teil von vierzehn — würden mir die vier Täglein raſch verſtreichen, dachte ich.

Aber ich konnte ſchon am allererſten Tage den vierten nicht erwarten — jenen, an dem ich mich mit der Begnadigung zu überraſchen gedachte.

Vier Tage ſind eine lange Zeit.

Ich ſaß in Zelle 207 und hielt zwangsweiſe Einkehr in mich ſelbſt.

Digitized by Google

Da aber bei solcher Betätigung nicht viel herauskommt, so suchte ich Wege und Mittel ausfindig zu machen, die Zeit zu kürzen.

Ein neues Testament liegt da und ein altes Gesangbuch.

Das neue Testament untersuche ich auf etwaige Randglossen. Sie sind kunstvoll herausradiert.

Ich lese das Gesangbuch. Das hat mir schon manche bittere Stunde gemacht. In der Schule, wenn wir die Verse auswendig lernen mußten.

Ein Lied vor allen war's, das mir nicht in den Kopf wollte.

„Der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut und noch jetzund getan."

Ich habe das nie begriffen. Gedanklich nicht, sprachlich nicht.

Ich lese alle die Lieder, die mich so qualvolle Kopfschmerzen gekostet haben.

Manch eines läßt sich an, wie in einer Arrestzelle gedichtet.

Ich lese das Verzeichnis der Autoren und freue mich der saftigen, blumigen, holzschnittigen Namen.

Sie passen nicht in diese dürre Zelle.

Eigentlich ist es gar keine Zelle, sondern ein Abort. Ein Abort mit barbarischer Wasserspülung.

Wie kommt der Staat dazu, einen denkenden Menschen in einen Abort zu sperren? Ich finde das vermessen. Der

Digitized by Google

Staat wird es nie wieder gut machen können, was er mir da angetan hat. Er hätte sich das überlegen sollen.

Das plötzliche Entziehen der Nahrung, der Freiheit und des Rauchens wirkt dermaßen katastrophal auf den Organismus, daß man einen kompletten Klaps kriegen kann.

Ich muß meinen Pulsschlag zählen. Die Uhr hat man mir gelassen, ein Glück.

Zweiundfünfzig in der Minute. Ich weiß nicht, ob das normal ist; aber ich glaube, nicht.

Da ich so schön beim Zählen bin, zähle ich weiter.

Nach den Pulsschlägen, die sich von Minute zu Minute gleich bleiben, die Schritte.

Die Zelle ist knapp sechs Schritt lang und gute drei Schritt breit.

In neun Minuten kann man achttausend Schritte machen. Achttausend! Hoffentlich habe ich mich nicht verzählt.

Ich fange an zu verblöden und bin erst drei Stunden in Arrest. Vier Tage hab ich. Wie wird das werden? Der kalte Schweiß rieselt mir über die Stirn.

Luft!

Durch das kleine Klappfenster sehe ich einen hohen Schornstein und viele Essen. Die rauchen alle. Deshalb ist auch die Luft so gut hierinnen.

Das Klosett tut gleichfalls, was es vermag.

Digitized by Google

Also die Luft ist vorzüglich. Eine Art Gegenbeispiel zu Ozon.

Ich muß schon zu Zwangsmaßregeln greifen, um nicht vor Ungeduld zu springen.

Ich sinne.

Eine Uhr schlägt dreimal. Das ist dreiviertel. Dreiviertel auf was?

Ich warte die Viertelstunde Minute für Minute ab. Heroisch.

Es schlägt viermal und abermals viermal. Also um vier Uhr.

Ich sage zu mir: „Sträfling H. R., gegen fünf Uhr wollte Eugen kommen, dich zu besuchen. Mache dich empfangsbereit!"

Ich mache mich empfangsbereit und verbringe eine dreiviertel Stunde mit den Rüstungen zu Eugens Besuch.

Eugen kommt nicht.

Ich hab ja Zeit, denke ich, er wird schon kommen, der Azteke. Punkt fünf lasse ich Eugen kommen. Ich höre seine Tritte, höre ihn die Treppe herauf schnaufen und stampfen, jetzt biegt er in den Gang, nähert sich meiner Zelle — und schon pocht er!

„Herein!" rufe ich.

Keine Antwort. Eugen ist etwas harthörig.

Ich wiederhole: „Herein!"

„Bist du zu Hause?" fragt Eugen.

Digitized by Google

„Ja gewiß."

„Ach, weißt du, ich möchte nicht ſtören . . ."

„Aber du ſtörſt durchaus nicht — durchaus nicht . . ."

„O doch, ich verſichere dir, ich ſtöre. Ich ſtöre überall, wo ich hinkomme, man ſagt es mir bloß nicht. Von wegen der guten Erziehung . . ."

„Aber liebſter Eugen, ſei kein Aſzete, du ſtörſt mich wahrhaftig nicht. Und wenn du es doch tun ſollteſt, ſo werde ich dich ſchon beizeiten hinauskomplimentieren . . ."

„Siehſt du, ich ſtöre doch, ich dachte mir's gleich!"

„Lieber Eugen, wenn du in dem Tone weiterredeſt, ſtörſt du allerdings . . ."

„Gut, ich . . . ."

Eugen verabſchiedet ſich, ohne näher getreten zu ſein. Ehe er mich verläßt, ſchmettert er mir die Freudenbotſchaft zu, daß meine Freundin Lieſelotte auf einen Sprung herkommen würde; ſie könne aber keinesfalls vor neun Uhr.

Das tut nichts. Wenn ſie nur kommt!

Wie ich die Lieſe kenne, bringt ſie mir Zigaretten mit und Kuchen und Apfelpaſten.

Da will ich gerne warten!

Die Zeit bis um neun Uhr verbringe ich damit, bei Lieſelotte zu ſein. Ich male mir bis ins kleinſte aus, was ſie tut und treibt. Ich ſpiele mit ihr Klavier, ich koche mit ihr Tee, eſſe mit ihr Abendbrot, ziehe mich mit ihr

Digitized by Google

an — ich konzentriere mich dermaßen, daß ich wie unter einer Tarnkappe dabei bin.

Die Lieſelotte iſt ſelbſtredend fingiert. Auch einen Eugen kenne ich nicht. Aber da ich mir die beiden ſo ſauber erphantaſiert habe, ſo will ich weiterhin mit ihnen ſpielen. Doch ſie zerrinnen mir unter den Händen, und ich werde müde.

Ich ſchlafe bis zum nächſten Morgen um ſieben.

Ein Tag hat vierundzwanzig Stunden, ſage und ſchreibe vierundzwanzig Stunden — — es iſt nicht auszudenken!

Kurz nach ſieben kommt ein Wärter und reicht mir mein Handtuch herein.

Ich bitte ihn, das Kloſett zu bedienen. (Die Spülung iſt nämlich draußen.)

Da ſagt er ganz aufgebracht: „Es wird nur ein Mal pro Tag kloſettiert — und nicht, wenn jeder gerade will."

Ueber das Wort „kloſettieren" komme ich ſo bald nicht hinweg. Kloſettieren . . .

Friſchen Pflaumenkuchen möcht' ich haben.

Oder rohes Sauerkraut. Ach ja, rohes Sauerkraut.

Mein Gaumen rebellt.

Ich muß ihn zähmen. Ich eſſe eine Schnitte trockenes Brot und trinke ſchluckweiſe kaltes Waſſer.

Digitized by Google

Da höre ich den Wärter nahen und, wie er ſich an der Zelle zu ſchaffen macht.

An der Zellentür iſt ein Guckloch. Wenn man ſich darunter kauert, kann er einen nicht ſehen.

Ich huſche unter das Guckloch und mache mich ganz klein. Jetzt äugt er.

Ich fühle, wie ſeine Blicke die Zelle abtaſten und mich nicht finden.

Und richtig und ehrlich reißt er die Tür auf — — ich ſtehe ihm dicht gegenüber.

Er ſagt kein Wort, haut die Türe zu und ſchließt mit großer Energie zweimal herum.

Nun bin ich wieder allein.

Die Zeit ſteht. Die Zeit geht nicht; ſie ſteht.

Ich ziehe meine Uhr und verfolge den Sekundenzeiger. Den hab ich ſchon lang im Magen.

Ich behalte den Sekundenzeiger eine geſchlagene Stunde lang im Auge. Er rührt ſich nicht.

Ich fühle, wie ich auswachſe.

Mein Kopf kriegt ein großes Horn, und auf dem Rücken ſprießen mir die Warzen der Verzweiflung.

An tauſend Dinge muß ich denken: An Xenophons Anabaſis, an Baſſermann als Mephiſtopheles, an die Tanzſtundenzeit, an ein Pferd, das wieherte, wenn es meinen Pfiff hörte, an die Kaiſerin Eugenie und ihre Modeſchöpfungen, an ein Weihnachtsmärchen im Stadt-

Digitized by Google

theater. Und da fällt mir ein Singſpiel ein, das ich in München ſo oft geſehen, daß ich jede Note der Partitur kenne. Und da bilde ich mir ein, ich ſei der Dirigent und die Aufführung beginne, und da gebe ich das Klingelzeichen, und der Vorhang geht hoch. Ich dirigiere das Stück.

Darüber verſtreicht eine Stunde.

Schlüſſel raſſeln, der Kloſettierer öffnet: ich ſolle zum Herrn Inſpektor kommen.

So wie ich bin?

„So wie Sie ſind!"

Ich gehe zu dem Herrn Inſpektor.

Der Kloſettierer führt mich den Gang vor und ſchubbt mich in ein Zimmer.

Ein Menſch in Uniform ſitzt da und hat einen Mordskopf auf den Schultern. Drei Köpfe könnte man bequemlich draus verfertigen.

„Sie heißen?" fragt er mich und hat einen Zettel vor ſich liegen, darauf ſteht groß und breit mein Name.

Ich antworte.

Er fragt mich alles ab, was auf dem Zettel ſteht — vielleicht, um mir auf den Zahn zu fühlen, ob ich die Wahrheit angegeben.

Zum Schluſſe ſpricht er: „Sie können wieder gehn. Machen Sie Ihre Sache!"

Ich wollte erſt fragen, welche Sache, beſann mich aber; denn er hätte mich können bös anlaufen laſſen.

Digitized by Google

Der Klosettierer sperrt mich wieder ein.

Der erste Tag war noch nicht um.

Und doch war er der an Abwechslungen reichste.

Der erste Tag war auszuhalten.

Die übrigen drei, die waren schlimm.

Vollends die letzten zwei Stunden wollten kein Ende nehmen.

Ich werd' mich bitter hüten und jemals wieder in Arrest gehen!

*

Digitized by Google

Der Pudding

Keine Humoreske

Hans war dreizehn und ging in die Unterterz.

Als die großen Ferien kamen, durfte er mit der Mama nach Ilsenburg.

Unter dem Vorwand, ihr eine Wohltat angedeihen zu lassen, schicken die erholungsbedürftigen Väter ihre Familie in die Sommerfrische. Vier, fünf Wochen ohne weibliche Kontrolle — — — Herrgott, einen Monat lang ein freier Mensch. — — —

Also Hans durfte mit der Mama in den Harz.

Zwei Zimmer wurden gemietet, ein großes und ein kleines, — mit voller Verpflegung — und zwar in einem Hause, wo junge Damen kochen lernten.

Wie allen Jungen schmeckte unserm Hans die Kost der fremden Küche besser als die gewohnte mütterliche. Und dies verdroß die Mama.

Es wurde in dem Hause aber nicht nur gut gekocht, es wurde auch gebräkelt und gebrittelt. Und die jungen Damen übten sich zu Hansens Entzücken in der Zubereitung aller ersinnlichen Nachspeisen.

Jeder Tag brachte eine süße Ueberraschung.

Digitized by Google

Was kannte Hans von daheim? Armſelige rote Grütze und hausbackenen Apfelreis!

Hei, was gab es dagegen in Ilſenburg für leckere Gerichte!

Gar, als eine der jungen Damen ſich verlobte — ſie war die Tochter eines Fleiſchers und trug zu den ſchwarzen Knöpfſtiefeln unabänderlich weiße Strümpfe — wurde ein Pudding ſerviert, bei deſſen bloßem Anblick Hanſens Herz jauchzte.

Er kriegte als einer der erſten die Schüſſel gereicht und baute ſich ein Mordstrumm auf den Teller.

Als er die immer noch verdrießliche Mama bedeutſam plinken ſah, pappte er fix einen letzten gehäuften Löffel voll auf die köſtliche Maſſe.

Alles blickte auf Hanſens Teller.

Und die Mama ſprach: „Als ob er zu Hauſe nicht genug zu eſſen kriegte. Der Flegel.“

Dem Hans verging der Appetit. Den andern auch. Denn eine peinliche Szene folgte.

Hans äußerte etwas Unziemliches, und die Mama, die ſich vor den Leuten in ihrer erzieheriſchen Tätigkeit blamiert glaubte, verließ die Tafel.

Eine kluge Mutter hätte den Vorfall ins Komiſche zu ziehen geſucht und ihren Sohn dem Gelächter überantwortet zu dauernder Belehrung.

Dieſe aber, Hanſens Mutter, kündigte und zog in

Digitized by Google

ein Fremdenheim, wo man auf die Herstellung von Nachspeisen kein Gewicht legte. —

Der Pudding spukte seit Ilsenburg durch Hansens Leben.

Daheim gab's Krach, sobald ein Pudding auf den Tisch kam.

Und selbst, als Hans ein Mann geworden war und Hochzeit feierte, selbst da ging es — Fürst Pückler! — nicht ohne Tränen und Vorwürfe ab.

Seitdem will Hans von keinem Pudding etwas wissen.

*

Digitized by Google

Die Mode

Es war an einem Abend im Juni, des Orizabas Kuppe glühte selbstvergessen in der Ferne, die Mücken schwärmten büschelweise, und aus den Zitronenhainen dampften balsamische Wolken, die sich träge den gaukelnden Winden überließen.

Jaläpama, die Stadt der elf Buchten, lag in Katalepsie.

— — — — — — — — — — — — — —

Jaläpama, die Stadt der elf Buchten, liegt in Katalepsie.

Auf stummen Sohlen schleicht ein bunter Polizeisoldat durch winkelige Gassen, schleicht über unflatstarrende Höfe, schleicht um eine Ecke, bleibt stehen, schaut zurück, schleicht weiter.

Schleicht bis zum Kloster der flaumweichen Barmherzigkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Jaläpama, die Stadt der elf Buchten, liegt in Katalepsie.

In einer verfallenen Nische des Klosters zur flaum-

Digitized by Google

weichen Barmherzigkeit hockt ein jämmerlicher Menſch unter Roſen.

In ſchlierige Lumpen gehüllt, die Füße mit ſchimmelndem Baſt umwickelt, in zitternden Händen eine Tüte Karamellen, hockt ein jämmerlicher Menſch unter blühenden Roſen.

Aus den Lumpen glänzt ein Geſicht wie fettbeſudelte Terrakotta. Nur die Naſe iſt kupfern. Romantiſch wuchern Haupthaar und Bart. Auf der linken Wange ſchwärt tückiſch ein ſchwefelgelber Karfunkel. Und Roſen, blühende Roſen rings um den Menſchen.

Neben ihm liegt — das Innere nach oben — ein Filzhut wie eine ſtahlblaue Qualle mit ſilbernem Gekröſe. Darinnen eine köſtlich-ſcharlachfarbene Orchidee ſowie die unverdauten Fetzen einer Banknote.

Der Menſch ſteckt eine Karamelle in den Mund, ſchluckt ſie hinunter, brummt etwas Unverſtändliches und haſcht eine unbändig fette Laus von ſeiner Stirn, betrachtet das gedunſene Tier mit Liebe, hätſchelt es und zerquetſcht es weinerlich mit Daumen und Zeigefinger der verwelkten Rechten.

Nach kurzer Zeit ſchluckt er abermals eine Karamelle, brummt etwas Unverſtändliches und klappt die Augendeckel herab.

Ein animaliſches Grinſen huſcht über die verworfenen Züge.

Digitized by Google

Dann ſchläft der Menſch ein.

Aber es ſcheint nur, als ob er ſchlafe.

In Wahrheit ſpitzt er ſeine Ohren wie ein Tier der Wildnis.

Und ob der Polizeiſoldat auch noch ſo unhörbar ſchliche, der Vagabund in ſeiner Roſenniſche hört ihn doch, ſpringt jugendlich-elaſtiſch auf und ſtiebt in tollen Sprüngen von dannen.

Er iſt entwiſcht.

Der Polizeiſoldat macht läſſig kehrt und begibt ſich, lautlos wie er ſich genaht hat, zurück in die Kaſerne.

— — — — — — — — — — — — — —

Keine zwei Minuten ſind verſtrichen, da taucht aus der Roſenniſche ein märchenhaft ſchönes Frauenantlitz. Blitzende Augen, roter Mund, aprikoſige Haut.

Das Gebüſch zerteilt ſich, und ein wunderherrliches Weib tritt heraus. Es iſt Inez, „das Nachtleben Jalápamas" und die verzärtelte Tochter des Vagabunden mit dem Karfunkel.

Ihr Anzug iſt mehr denn kühn.

Sie trägt hohe, rotbraune, ſeitlich geſchnürte Stiefel mit vergoldeten Abſätzen und ein Röckchen aus ſpinnwebdünnem Mull, das vom unteren, elfenbeinfarbigen Saume aufwärts in hundert ſich verengende Röhrenfalten genäht und derart knapp geſchnitten iſt, daß es die raſſigen Beine mit plaſtiſchem Effekt umkrampft. Inez

Digitized by Google

kann kaum ſchreiten, die Oberſchenkel ſind brutal eingeſchnürt. Dabei iſt der von unten nach oben allmählich in ſattes Purpur ſich verfärbende Rock kurz genug, um über dem Abſchluß des entzückend knappen Stiefels einen erheblich breiten Streifen des empfindſamen, koſend hingehauchten Strumpfes zu zeigen. Ein Korſett kennt Inez nicht; ihr Oberkörper wird umſpielt von einer nachtſchwarzen, ſeidenen Bluſe, die, tief ausgeſchnitten, verführeriſch den Hals betont, und um die Hüfte ſchlingt ſich eine Schnur purpurner Perlen, an deren einem Zipfel ein ſchwarzes Taſchentuch, am anderen der Dorn eines Nopalkaktus als Zahnſtocher baumeln. Der Kopf iſt unbehutet; das Haar, ſchwarz wie die Nacht und wie die Bluſe und wie das Taſchentuch, quillt über die Schultern, und ſchwarz wie das Haar iſt die Zigarre, die Inez in den einen Mundwinkel geklemmt hat.

Dies iſt „das Nachtleben Jalápamas", die beſtbezahlte Kurtiſane Südamerikas.

Sie lächelt, die Zigarre feſt im Mundwinkel, und ſpäht, ob jemand nahe ſei.

Es iſt niemand in der Nähe.

Inez regt ſich nicht.

Ein lebendes Bild.

— — — — — — — — — — — — — —

Meine Damen, meine Herren, bitte faſſen Sie ſich: es geſchieht jetzt etwas abſolut Unglaubliches, das Sie zu

Digitized by Google

Zeugen macht einer der tollſten Kapriolen göttlichen Uebermutes.

Eine Windhoſe erfaßt die ſchöne Inez mit gigantiſcher Wucht, wirbelt ſie wie ein Sandkorn in die Lüfte und ſetzt ſie nieder auf den Redaktions-Diwan des „Monde élégant" zu Paris.

Inez hatte die Zigarre verloren; ſonſt war ſie heil und unverſehrt. Sie führte unüberraſcht den Kaktusdorn zum Munde und ſtocherte anſcheinend gelangweilt in den Zähnen.

Die Redakteure des „Monde élégant" — des bedeutendſten europäiſchen Modejournals — ſtanden um Inez und hatten die Sprache verloren.

Aber ſie fanden ſie hurtig wieder, und da Inez im Franzöſiſchen wohlbewandert war, konverſierte man alsbald äußerſt anregend.

Inez ſah ſich in den Brennpunkt des modiſchen Intereſſes geſtellt. Sie war zur rechten Zeit erſchienen!

Seit langem nämlich ſaß die „Elegante Welt" auf einem toten Punkt quaſi verankert, und ihre Redakteure hatten ſich gegenſeitig zu wiederholten Malen die Haare ausgerauft, um Einfälle zu kriegen.

Das Feld der Mode war abgegraſt. Es gab nichts Originelles mehr!

Da kam Inez.

Digitized by Google

Sämtliche Photographen, sämtliche Schneiderateliers, sämtliche Reklame-Institute wurden mobil gemacht: „Le Monde Elégant" diktierte die neue Mode.

Inez war die neue Mode.

Bis in die winzigsten Details, wenn auch mit Variationen, ward ihr Kostüm als der kommende Typ verkündigt.

Der seitlich geschnürte, hohe Stiefel mit dem goldenen Absatz, der Röhrenfalten-Rock, die Hutlosigkeit — — all dies bildete die Forderung der neuen Mode. Der Kaktusdorn ward „dernier cri". Eine Reihe von Fabriken widmete sich, die Konjunktur geschäftig nützend, Tag und Nacht der Herstellung von Nopal-Zahnstochern.

Hutgeschäfte sagten den Konkurs an. Das weiße Taschentuch verschwand vom Markte; Farbwerke zahlten sinnlose Dividenden. Strumpfwirkereien stellten monatlich frisches Personal ein, da das alte zu erblinden drohte. Ein Vergolder wurde zum Präsidenten der Republik gewählt.

Inez siegte über die alte Welt. Sie war durchgedrungen, und jede Frau Europas trug i h r Kostüm.

Zwar ward es von vielen schamlos gescholten und frivol, doch auch diejenigen, die da schalten, waren gekleidet à la Inez.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Inez-Mode drang selbst bis in die sächsische Pro-

Digitized by Google

vinzſtadt L., und die geheime Frau Kanzleiſekretär Spitzmüller, die gewißlich ſtatt Windhoſe „Windbeinkleid" ſagen würde, weil es ſich ſo gehört, auch die Frau Spitzmüller kann ſich nicht entbrechen, die neue Mode mitzumachen, obwohl ihr Gatte findet, ſeine Emilie ſähe aus wie eine (er ſagte es auf deutſch) Kokotte.

*

Digitized by Google

Hans im Pech

Hans liest ein Inserat in der Zeitung:

> Junger Mann gesucht
> mit möglichst dämlichen Gesichtszügen, welcher weder schwimmen noch radfahren kann. Es werden nur Angeb. von solchen Bewerbern berücks., welche vorbestraft sind und sittl. Defekte nachw. können. Zu melden vorm. zwischen 9 und 11 bei Zwirngiebel u. Rohank, Kupferstr. 12 (Hintergb.)

Dieses Inserat liest Hans.

Es ist Montag früh acht Uhr, und Hans hat das Inserat auswendig gelernt, siebzehn Jahr alt, wie er ist, stellungslos und unbestraft.

Punkt neun Uhr steht Hans inmitten einer Horde von Vagabunden nnd Auswürflingen im Büro von Zwirngiebel und Rohank und bemüht sich, sittlich defekt dreinzuschauen. Er liest in einem Hefte „Nick Carter" („Laura,

Digitized by Google

die Morphiumleiche", Preis 20 Pfg., Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst).

Aber die Firma hat das Inserat der Polizei zuliebe in die Zeitung gesetzt, um ihr bei der Suche nach einem jugendlichen Säurespritzer behilflich zu sein. Die ganze Rasselbande wird verhaftet, und auch Hans kommt ins Kittchen.

Seine Unschuldsbeteuerungen nützen nichts.

Nach vierzehn Tagen Haft wird er auf freien Fuß gesetzt. Der Säurespritzer ist festgenommen worden; es ist ein siebzigjähriger Greis.

Hans läuft sich die Stiefelsohlen ab, um eine Stellung zu kriegen. Niemand will ihn, niemand hat Beschäftigung für ihn.

Hans geht zum Schuster, um seine Stiefel besohlen zu lassen. In eine Schnellreparatur-Werkstatt. Auf jede Reparatur kann gewartet werden.

Hans wartet. In einem Raume, wo fünfzig dünstende Menschen sitzen und in Strümpfen auf ihre Stiefel warten. Achtundvierzig von ihnen warten seit Jahr und Tag.

Da gibt es einen großen Krach, und die Werkstatt hat Pleite gemacht. Die Stiefel allesamt bilden eine zähe, schleimige Konkursmasse.

Hans will durch die Masse waten — — die Strümpfe bleiben stecken, und barfuß läuft er auf die Straße.

Er wird eingesperrt wegen unbefugter Barfüßigkeit.

Digitized by Google

Auf der Polizei erkennt man ihn wieder. Aha, heißt es, der war schon einmal da! Der ist vorbestraft.

Und die Männer, die dem Schutze des Publikums empfohlen sind, lochen ihn ein.

Hans hat's nicht gut. Vierzehn Tage muß er sitzen. Dann darf er wieder fort. Man hängt ihm ein Schild um: „Vorbestraft!"

In den vierzehn Tagen ist Hans gealtert, und ein borstiger Stoppelbart hat sich herausgestellt.

Hans geht zum Barbier und will sich schaben lassen.

Beim Barbier streikt die Wasserleitung, und ein Klempner fällt die Treppe herunter, um das Wasser mit einer Stichflamme anzufeuern. In der rechten die Stichflamme, in der linken einen Hammer.

Der Hammer saust in Hansens Hinterkopf, die Wasserleitung kriegt einen Schrecken und heult und schreit.

Hans reißt aus, den Hammer im Hinterkopf.

Auf der Eckernförderstraße promeniert die Prostituierte Carla Vogelgezwitscher. Sie ist eine Lüge gegen die menschliche Gesellschaft, und da Lügen kurze Beine haben, so mag sich jeder für sich ein Bild machen, wie Carla gebaut war.

Sie schwänzelte und tänzelte, daß alle Mannsen die Augen nach ihr hinaushingen.

Auch Hans klebte begehrliche Blicke auf den molligrundlichen Hinterteil Carlas.

Digitized by Google

Da fiel er über einen Stein und brach den Fuß.

Besinnungslos lag er da.

Ein blindes Huhn, das auch einmal ein Korn finden zu müssen glaubte, pickt ihm ein Auge aus und klemmt es sich selbst wie ein Monokel ins eigene. Nunmehro sehend zu sein, wähnt es.

Aber es sieht nicht. Es sieht nicht, daß sich Hans erhebt und davonhinkt.

Zwei Männer stehen an der Ecke (Eckernförder- und Giesewetterstraße) und streiten sich.

„Aber ganz gewiß!" meint der eine, „ganz gewiß paßt die Faust aufs Auge!"

„Eine Faust paßt nie auf ein Auge!" ruft der andere, „die Redensart ist blöd!"

„Selbstredend paßt die Faust aufs Auge ... sehen Sie her ... so!" Und er haut dem Hans die Faust aufs Auge.

Die paßt wie die Faust aufs Auge.

„Dankeschön", sagt Hans, „und vielleicht sind Sie so freundlich und ziehen mir den Hammer aus dem Kopf."

„Gern," sagt der Mann.

Hans wundert sich über die Welt, die so bös zu ihm ist. Er will die Welt ärgern. Denkt: wie du mir, so ich dir.

Er geht auf einen Herrn zu, der aussieht wie ein Weltmann, und nimmt ihm den Hut vom Kopfe. Spricht dabei: „Ich wollte bloß nachschauen, ob Sie kahlköpfig sind!"

Digitized by Google

„Du Saubengel, du vorbeſtrafter!“ brüllt der Weltmann und packt den Hans beim Kragen.

Hans muß auf die Polizei.

Wer ein einziges Mal in ſeinem Leben mit ihr zu tun gehabt hat, der entgeht ihr nie wieder.

Hans wird verurteilt zu zwei Jahren Zuchthaus.

Aber er verzichtet darauf, ſie abzuſitzen, und geht weit fort — bis er an einen dichten Wald kommt.

Da ſetzt er ſich an den Rand des Waldes und gibt ſich dem Gefühle preis, der geſamten Welt den Rücken gekehrt zu haben. Er iſt bedeckt mit Gleichgültigkeit und wundert ſich über nichts.

Der Abend ſenkt ſich, und Hans ſchreitet in den Wald.

Der Wald rauſcht wie Glas und Papier.

„Rauſche du immerhin!“ denkt Hans.

Er ſieht einen Galgen.

Mit der bekannten magiſchen Gewalt zieht es ihn hin, und Hans legt ſich unter dem Galgen ins Gras.

Da kommen fünf ſuperkluge Jungfrauen — Jungfrauen wider Willen — und trotten, in Gedanken verſtrickt, auf den Galgen zu.

Sie beziehen das Oel für ihre Lampen hektoliterweiſe aus dem Konſumverein für Lehrerinnen und tragen den goldprämiierten Büſtenhalter „Gallertblaſe“ auf ihrem Leib. Voll ſüßen Blutreinigungstees haben ſie dennoch ſaure Gemüter, und in ihren kalten Adern rollt Kreoſot.

Digitized by Google

Unwillkürlich hat ſich der Wald in Schatten gehüllt, und es fröſtelt.

Die fünf Lehrerinnen gruppieren ſich um den Galgen.

Ein Armeſünderglöcklein bimmelt, und unſer Hans wird einem hochnotpeinlichen Examen unterworfen.

Wann war die Seeſchlacht bei Abukir; wie heißt die dritte Perſon Pluralis Paſſivi des Imperfekts zu être assis; wieviel graue Haare hat der Kapitän eines Unterſeebootes, wenn der Inhalt des Schiffes 13 Tonnen, die Länge 24 m und der Aktionsradius r = 17,05 beträgt; wieviel Worte ſprach die jüngſte Tochter des Propheten Jeſaias in der Sekunde; inwiefern gibt es ein Wiederſehen nach dem Tode?

Hans weiß nichts; er fällt durch und muß gehenkt werden.

Unter dreimaligem „Er lebe hoch!" wird er den Galgen hinaufgezogen.

Es wird Nacht. Die fünf Superklugen ſtecken ihre Lampen an und verkrümeln ſich ſtillſchneuzend.

Hans baumelt, wie nicht anders zu erwarten iſt.

Er blickt rundum.

In weiter Ferne ſteigt eine Rakete auf, ſteigt fort und fort, prallt an einen böſenden Stern, der ſtößt einen Schrei aus, die Rakete entſchuldigt ſich ob der Störung, der Stern begehrt auf, die Rakete nimmt Reißaus, klatſcht auf die Erde zurück — — dem baumelnden Hans

Digitized by Google

akkurat in das Loch des Hinterkopfes hinein. Darin steht geschrieben: „Lassen Sie mich in Ruhe, ich bin tot!"

So geht's, wenn man Pech hat.

*

Digitized by Google

Sherlock Holmes

In dem geräumigen Arbeitszimmer ſitzt niemand am Schreibtiſch und lieſt ein Buch.

Da klappt ein über dem Bücherſchranke hangendes Gemälde, ſich zerfleiſchende Skolopender darſtellend, auseinander, eine Hand, blutigrot, ſchnappt blitzgeſchwind hervor, pfeffert drei Schüſſe in das leere Zimmer hinein, fährt zurück, ſchnapp —, und klapp, ſchließt ſich das Gemälde, ſich zerfleiſchende Skolopender darſtellend, wieder zuſammen.

Rauchwolken ballen ſich über dem Schreibtiſche —— Navy Cut, dem Geruche nach.

Die drei Schüſſe ſind in den ausgeſtopften Gorilla gedrungen, der in einem Liegeſtuhle elektriſch geſchaukelt wird.

Ein Buch flattert quer durch den Raum und klatſcht in eine Ecke.

Eine Stimme: „Solch weichhirniger Quatſch!"

Die Rauchwolken wallen.

Es klopft.

„Herein!" ruft jemand.

Eine alte Dame gütigen Angeſichts betritt das Zim-

Digitized by Google

mer, erblickt sofort das Buch in der Ecke, hebt es auf (Ordnungsliebe, edle Himmelsgabe!), trägt es zum Schreibtische, legt es darauf nieder und liest den Titel „Sherlock Holmes — Band 7365" und sagt so nebenhin mit unverstellter, tiefer, männlicher Stimme: „Meister, ein Herr wünscht Sie zu sprechen."

Sherlock Holmes, der bisher unsichtbar auf dem Schreibtischsessel geraucht hatte, nimmt die Tarnkappe vom Haupte und antwortet, die Zähne zwischen der Pfeife (Schreibfehler!): „Soll eintreten!"

Die Dame mit dem Basse wandelt hinaus.

Sherlock Holmes, der große Detektiv, schweigt grimmig vor sich hin, — bis ein untersetzter, zur Korpulenz geneigter, glatt rasierter Herr erscheint: winziges Näschen, kleiner Mund, riesengroße Hornbrille (die bis auf das Kinn hinabhängt), ruhig-blaue Augen, anscheinend intelligent.

„Guten Tag!" grüßt der Kömmling.

Geistesgegenwärtig erwidert der Meister den Gruß. Und: „Bitte, deplazieren Sie sich!" kalauert er.

Der Herr tut's.

„Sie sind", hebt Sherlock Holmes an, „W. P. F. Knoolp, Renoughteringstreet 6B, ledig, übelriechend, gebürtig aus Birmingham, dreifach offenbarungsmeineidig, Morphinist und begehren meine Assistenz bei der Entlarvung des Mörders der Alice Durable (— „Weid-

mannsheil ahoi!" gröhlt der Gorilla dazwiſchen —), die und der ſeit drei Tagen verſchollen ſind, ſofern ſie vor dieſer Zeit nicht ſchon verſchollen waren, und ſofern ſie nicht erſt augenblicklich verſchellen . . ."

„Ich kenne keine Alice Durable, verehrter Meiſter!" gibt der Herr zurück. „Auch heiße ich nicht Knoolp, ſondern Reimann und habe die Abſicht, eine Skizze mit dem Titel ‚Sherlock Holmes' zu verfaſſen."

„Warum haben Sie das nicht gleich geſtanden? Das ändert ja meine Prognoſe weſentlich!"

„Nicht wahr?"

„Und womit kann ich Ihnen dienlich ſein?"

„Sie ſollen mir helfen, eine Skizze für mein ‚Verbotenes Buch' zu liefern."

„Wie? Ich? Ausgerechnet ich, den es garnicht gibt?"

„Eben deswegen!"

„Setzen Sie ſich doch bitte mit Conan Doyle in Verbindung!"

„Der hat ja ſeine Kenntniſſe auch erſt von Ihrem Freunde, dem Dr. Watſon!"

„Das lügt er. — Oder noch einfacher: kaufen Sie ſich für zwanzig Pfennige einen Band ‚Sherlock Holmes' aus der Serie des Verlagshauſes für Volksliteratur und Kunſt in Berlin, und ſchreiben Sie einfach ab, was Sie brauchen!"

„Das iſt unmöglich. Man würde mir dahinter

Digitized by Google

kommen. Sie ſind in Deutſchland populärer, als Sie glauben."

(„Gott ſtrafe . . .!" gröhlt der Gorilla dazwiſchen.)

„Ja, Herr Schreier, da kann ich Ihnen nicht helfen."

„Warum nicht!"

„Weil ich gar nicht exiſtiere. Weil ich eine Phantaſiegeſtalt bin, ein Symbol!"

„Aber Sie ſprechen doch mit mir und ſitzen mir Aug' in Auge gegenüber!"

„Das bilden Sie ſich ein, Herr Beier! Ich bin nicht wirklich . . ."

In dieſem Augenblicke klappt das Gemälde über dem Bücherſchranke ein zweites Mal auseinander, Sherlock Holmes ſtülpte ſich hurtig die Tarnkappe auf, und ich .... Ich ſehe, wie ſich eine lange, ſchmale, gelbe Hand durch die Oeffnung in der Wand ſchiebt, immer weiter ſchiebt, ſie wächſt, die Hand, wächſt in das Zimmer herein, ſtreckt den Zeigefinger aus, der Zeigefinger wird länger und länger . . . und tippt mir, der ich ohne Atem ſitze, tippt mir mitten in das Herz.

Ich ſchließe die Augen und will reden, aber die Zunge iſt wie feſtgebacken, die Lippen bewegen ſich nicht, und ich fühle, wie mein Herz erbleicht. Eine magiſche Gewalt wuchtet auf mich ein, ein mehr als menſchlicher Finger bohrt ſich in mein zuckendes Herz — — — ich ſchreie.

Endlich wage ich, die Augen zu öffnen: da iſt die Hand

Digitized by Google

verſchwunden, und das Gemälde hängt ineinandergefügt an ſeinem Platze, doch iſt es leer: die Skolopender haben einander vollends zerfleiſcht und reſtlos aufgefreſſen.

Ich verliere mich in Staunen und will eine Frage an den Meiſterdetektiv richten .....

Plötzlich, rupps, ſpringt die Tür auf, acht oder zehn vermummte Kerle dringen in das Zimmer, überrumpeln mich, ſchlingen mir ein Laſſo um den Rumpf und um die Beine, knebeln mich und ſtellen meinen feſtumſchnürten Körper unter eine Uhr, die — wie ſie mir eröffnen — vermöge eines grauſam-ſinnreichen Mechanismus Punkt zwölf Uhr auf den letzten Schlag einen Schuß in mein Hirn feuern wird.

Ich ermunterte mich, die Haare ſträubten ſich, und ich riß und zerrte an den Feſſeln.

Ich konnte mich nicht rühren. Das Laſſo mußte durch geheime Oeſen in der Wand geſchlungen ſein — — —

In meiner Not rief ich nach Sherlock Holmes, dem Meiſter. Aber der war auf und davon, ohne daß ich es bemerkt hatte.

Es raſte die Zeit dahin — — es wirbelten die Minuten an mir vorüber; ſie hetzten ſich, ſie biſſen ſich — — —

Dröhnend ſchlug die Uhr acht, ſchlug neun, ſchlug zehn ....

Die Kerle — es waren ſieben an der Zahl — trugen mir einen ſchönen Gruß an Mr. Larrebee auf (der war

Digitized by Google

vor zwei Jahren vergiftet worden) und verließen, leise lächelnd, den Raum.

Die Uhr rückte unerbittlich weiter.

Schon schlug sie elf! Und jetzt, ah, jetzt holte sie aus zum Zwölfschlagen.

Und nun schlug sie.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, ... sechs, ... sieben, ... acht, ... neun, ... — — zehn, ... — — — — — — elf, ... — — — — — —

Da stand Sherlock Holmes in der Tür und gab einen Schuß ab! Genau auf den zwölften Schlag!!!

Ich atmete auf: seine Kugel hatte die von der Uhr automatisch abgeschossene Kugel getroffen und auf das Lasso abprallen lassen. Das Lasso war wie mit dem Rasiermesser zerschnitten und ließ sich leichtlich lösen.

Die eigene Kugel war, zurückspringend, dem Meister in die rechte Pupille gedrungen. Sie wurde mit Hilfe eines Pfropfenziehers rasch und schmerzlos entfernt.

Sherlock Holmes strahlte über das scharfgeschnittene, kühn profilierte Antlitz: „Schreiben Sie das, was Sie soeben erlebten, in Ihr Buch, und man wird Sie für einen der geistvollsten . . ."

„Für einen der albernsten Schwätzer wird man mich erklären, und die Leser werden das Buch zum Teufel wünschen!"

Digitized by Google

„Auf keinen Fall!"

„Auf jeden Fall!!"

„Wetten?"

„Was?"

„Ich wette, daß man dem deutschen Publikum die tollsten, abgeschmacktesten Dinge vorsetzen kann, wenn ich dabei die Hauptrolle spiele. Alles, was sich unter meiner Mitwirkung abwickelt, wird in Deutschland mit heißer Gier und größtem Genusse verschlungen — — trotz des Hasses auf England!"

„Gut. Und ich wette, daß man dennoch meine Skizze läppisch und geistlos finden wird."

„Topp. — Um was wetten wir?"

„Wenn Sie nichts dawider haben: Um Ihre Tarnkappe!"

„Einverstanden: um meine Tarnkappe!"

— Wir gaben uns den Handschlag und schieden voneinander.

Der ausgestopfte Gorilla gröhlte mir hinterdrein: „Adieu!"

Ich wandte mich um und sah mit Verwundern an des Meisters Platz einen Menschen sitzen, dessen Gesichtszüge mich seltsam bekannt deuchten.

Digitized by Google

Ich glaube, es war der Freiherr von Münchhausen.
Oder es war Karl May.

* * *

Ich bitte nunmehr die sämtlichen Leser der vorliegenden Skizze, das soeben Ueberflogene geistlos und läppisch zu finden.

Erstens, damit sie ihren guten Ruf rechtfertigen, und zweitens, damit ich in den Besitz der Tarnkappe gelange.

Seit früher Jugend hab ich sie mir gewünscht.

*

Digitized by Google

Das Schießgewehr

Korbinian Bock war ein Depp.

Ihm galt das Schießgewehr als eine rätselhafte Sache, die einen Knall von sich gab, wenn man hinten drückte, und vorn flog eine Kugel heraus, vor der mußte man sich in acht nehmen.

Als er durch Zufall eine Jagdflinte in die Hände kriegte, freute er sich, nachdem die erste Aengstlichkeit zu Boden geschlagen war, wie ein Schneekönig.

Er mußte unbedingt damit schießen, das stand fest.

... An einem Scheunentore lehnte der Tagelöhner Güldenpfennig und hielt Maulaffen feil. Er hatte im Gesicht einen mennigeroten Knubbel, das war seine Nase. Außerdem hatte er Bücklingsaugen.

Bock setzte diesem Herrn einen Floh ins Ohr: er könne ein wohlhabender Mensch werden, wenn er sich die Augen verbinden lasse.

Wieso, erkundigte sich Güldenpfennig.

Wenn er willfährig sei, würden ihm fünfunddreißig Pfennige bares Geld in die Hand gedrückt werden.

Güldenpfennig dachte: „Bargeld lacht!" und erklärte

Digitized by Google

sich einverstanden. Unter der Bedingung, daß er zwölf Pfennige Vorschuß bekäme.

Der Wunsch wurde erfüllt, des Tagelöhners Augenpaar verbunden, und Bock holte seine Flinte, die war mit einer Kugel geladen.

Dann baute er rasch seinem Opfer ein Radieschen auf den Schädel, das wollte er herunterschießen, schritt zwei Meter ab und legte an.

Güldenpfennig hatte ein ganz zufriedenes Gesicht. Die Bücklingsaugen sah man nicht.

Und dann schoß Bock.

Plautz! machte die Flinte, und vorne flog die Kugel heraus und traf zwar nicht das Radieschen, wohl aber Güldenpfennigs Säuferknubbel, fuhr den Kanal hinauf, verfing sich in der Nasenmuschel, glitschte in den Rachen — die Maulaffen schrien auf! — und pfauchte (tatüh — tatah —) durch Ohrtrompete, Labyrinth und Trommelfell hinaus ins Freie, ohne weiteren Schaden anzurichten.

All dies war das Werk einer Sekunde.

Güldenpfennig sagte: „Au!" und erschrak zu Tode.

Aber es war ihm nichts geschehen. Nur der Floh, ihm von Bock in übertragener Bedeutung ins Ohr gesetzt, hatte einige Hautabschürfungen erlitten und wimmerte (in übertragener Bedeutung).

Digitized by Google

Hierauf zahlte Bock die reſtliche Summe und verließ quackſidel den Schauplatz — in dem Bewußtſein, ausprobiert zu haben, wie ein Schießgewehr iſt. Der Depp.

Güldenpfennig ſtand noch lange und wunderwerkte vor ſich hin. Dann aß er das Nadieschen.

*

Digitized by Google

Das nackte Huhn

Nachwort für tiefernste Botokuden

Ein völlig nacktes Huhn, das Eiweiß, Dotter und alle übrige erforderliche Kükensubstanz in einer Botanisiertrommel handkofferartig trug, produzierte sich nach Beiseitestellung eben jener Trommel der breitest-gestirnten Oeffentlichkeit gegen Entgelt.

Es schlug einen bemerkenswerten Purzelbaum, spreizte hierauf nicht ohne Grazie das rechte Bein und flötete: „Jajajaja! Ihr guten Leute, wer hätte dies gedacht, daß ich, ein tumbes Huhn, daß ich, ein eierlegend Huhn, daß ich, ein nackicht Huhn in angewandten Künsten so überaus . . ."

Ein zweiflerischer Mensch quäkte von der Galerie herunter, er lasse sich durch fades Blendwerk nicht verblüffen, er sei Idealist und erwarte als solcher einen vollgültigen Wahrheitsbeweis.

Einen Wahrheitsbeweis w o f ü r, Sie Postassistent?" gab das Huhn zurück und spritzte dem Moßjöh einen Blick zu — — einen Blick (Knote!), unter dem er, laut auf- und abseufzend, in drei Teile barst, unerfreulich anzusehen.

Digitized by Google

Hier ſtockt das Nachwort.

Der Setzer weigert ſich mit Feuer, weiterzuarbeiten.

Er wird entlaſſen.

Ein anderer ſetzt das Folgende:

Durch die unliebſame Störung, die mein Kollege zu erzielen die Erbärmlichkeit hatte, und in der allgemeinen Ablenkung der Aufmerkſamkeit ward des Verfaſſers ſaftigſter Einfall im kurzverwichnen Augenblicke und von oberdachter Henne aus dem Hirn gepickt, weshalb wir uns enttäuſcht fühlen.

Das Huhn, den ſaftigſten Einfall im Schnabel, entpurzelbaumt von hinnen und kehrt vermutlich nie zurücke.

Es ſingt dabei, man hört es wie verſchleiert, ein inniges Lied: „Sei gegrüßt, du mein" — das Beiwort iſt nicht recht verſtändlich! — „Sorrent."

Wer niemals einen Rauſch gehabt, der ſchaut kein nacktes Huhn.

Wobei nicht unterlaſſen ſei, zu betonen, daß der ohne Spirituoſen und ſonſtige Stimulantien erzeugte Rauſch der alleinig e c h t e iſt.

Guten Morgen, Auf Wiederſehen, Leben Sie wohl, Grüß Gott und Hadjeeh!

*

Digitized by Google

Dieses Werk wurde im Auftrag des Verlages Georg Müller in München gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt. Dreißig Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Presse numeriert.

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien:

Hans Reimann

Die Dame mit den schönen Beinen

und andere Grotesken

Mit Umschlag von E. Preetorius

Vierte und fünfte Auflage

Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50

Leipziger Tageblatt:

„... Auch Hans Reimann ist ein Treffer. In lapidarstem Stil, mit allereinfachsten Mitteln, schafft Reimann eine ganz neue Art der Groteske ... Kein Amerikanismus, keine Erotik! Vielmehr werden typisch deutsche Dinge und Angelegenheiten im herzhaften Prismenbad einer verständnisvollen Satire reinigend beleuchtet. Viel Sachsentum blinzelt heimatlich innigsinnig. Reimanns Grotesken stellen sich denen Edgar Allan Poes und Mynanos an die Seite."

Georg Müller Verlag München

Digitized by Google

Düsseldorfer General-Anzeiger:

„Ein ebenso merkwürdiges wie geistreiches Buch hat Hans Reimann unter dem anheimelnden Titel „Die Dame mit den schönen Beinen" erscheinen lassen. Es handelt sich um eine Anzahl von Grotesken, die in ihrer beißenden Ironie einfach köstlich sind und literarischen Feinschmeckern angenehme Stunden bereiten dürften."

Frankfurter Zeitung:

„... Die Begabung ist groß. Die Sehmöglichkeit stark geschärft. Zangenhaft angepackt ergibt sich ihm die Wirklichkeit. Er spießt sie auf, er zerreißt sie, immer hat er Tempo, in tausend Ueberschlagungen und Verzerrungen erreicht er atemlos seine Pointe."

Heidelberger Zeitung:

„Es gibt keine Gelegenheit, bei der man dies Buch nicht ins Feld schicken kann. Neben großem Vorzug, daß es nicht vom Kriege spricht, hat es noch den allergrößten: echten, wahren Humor."

Georg Müller Verlag München

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068182870

Digitized by Google